

Bibliothek
Techn. Hochsch. Breslau

0.1/10

Original-Holzchnitt

Bodo Zimmermann

Schlesische Monatshefte + Wonnemond 1935

Schlesische Monatshefte

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

12. Jahrgang

Nummer 5

Inhalt des Maiheftes:

- Herbert Schwarz: Werktag / Gedicht
Arthur Jahr: Hoch oben auf dem Mast
Rudolf Grieger: Der Bauführer
Erich Otto Funk: Im Takte der Hämmer / Gedicht
Otto Suchland: Die „Deputatkohle“ / Weiteres aus dem Bergmannsleben
Erich Otto Funk: Dem toten Arbeitskameraden / Gedicht
Dr. Georg Scharf: Bäuerliche Arbeit in Redensarten
E. P. Close: Der Weiberhof
Dora Lotti Kretschmer: Bergfrühling / Gedicht
Anna Krebs: Vater Binner
Erich Otto Funk: Von vielerlei Dienst / Gedicht
Friedrich Hartau-Eljel: Erde / Gedicht
Eugen Kühnemann: Zu Ehren schlesischer Dichtung
Marie Louise Becker: Meine Erinnerungen an Robert Coghö
Dr. Georg Scharf: Die Jagdhans-Sage in Alt Reichenau, Kreis Waldenburg
Erich Otto Funk: Die Straßen des Friedens / Gedicht
Verschiedenes / Schrifttum

Auf die vielen Nachfragen hin geben wir bekannt:

Das „Johannes-Grüger-Heft“ ist vergriffen. Das Juniheft wird unserem schlesischen Dichter Carl Hauptmann gewidmet sein. In liebenswürdiger Weise stellte uns ein naher Bekannter des Dichters bisher unveröffentlichtes Material zur Verfügung. Da dieses Heft ebenfalls stark gefragt sein wird, bitten wir, schon jetzt bei den Buchhandlungen vorbestellen zu wollen.

Die Schlesischen Monatshefte erscheinen am Ersten eines jeden Monats

Schlesische Monatshefte

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

12. Jahrgang

Mai 1935

Nummer 5

Werktag

Die Welle saust,
Der Riemen schnell.
Die Preßluft braust,
Die Säge gellt
Und hundert Kolben stampfen.
Die Hämmer schmettern Stahl auf Stahl.
Wir werken im Maschinensaal
Und unsre Leiber dampfen
Und unsre Fäuste krampfen
Sich hart um knirschendes Metall
Und bannen Kräfte aus dem All.
Wir schaffen heut und hundertmal
Aus blankem Schweiß und blankem Stahl
Ein Neues aus dem Alten. —

Sirene brüllt,
Sirene gellt.
Ein Schalter knackt.
Ein Hebel fällt
Dem Riesen in die Zügel:
Es bäumt sich hoch
Und zischt und sprüht
Und legt sich doch.
Der Riese stiebt,
Noch flankenzitternd Glied um Glied
Es tropfen Zaum und Bügel.

Wir aber gehen, schaffensheiß
Und schwarz vom Ruß
Und naß vom Schweiß
Und lösen unsre Glieder,
Bis morgens früh
Sirene gellt.
Dann — Funke, sprüh'!
Dann — Flamme, loß'!
Dann — Hammer, dröhn'!
Nur weiter so!
Das Werk ist schön — —
Morgen schaffen wir wieder!

Herbert Schwarz

Hoch oben auf dem Mast

Von Arthur Jahr

Sonst habe ich immer Kabelarbeiten machen müssen. Kabel ziehen, Kabel verlegen, Kabel in der Muffe zusammenslicken. Bei sommerlicher Hitze, bei Wind und Regen und in eisiger Kälte. Heute aber sagte der Kabelmeister zu mir, ich solle mit hinaus aufs Land, zur Freileitung. Ich will nicht lügen, es wurde mir dabei etwas Schwummrig zumute. Wer Freileitung legt, muß schwindelfrei sein wie ein Schornsteinfeger. Und die Nerven und ähnliches großstädtisches Zipperlein läßt man am besten zu Hause. Wer am Mast hängt, muß oben mit derselben Ruhe arbeiten, als stehe er mit beiden Beinen auf der Erde.

Früher einmal, da war kein Baum zu hoch, keine Fahnenstange. Da kletterte man hinauf ohne Steigeisen. So was brauchte der Dorfjunge nicht, der inmitten von Wald, Feld und Dorfheimat aufwuchs wie ein ungebärdiges Füllen. Und fiel auch mal einer vom Baume herunter, was war da schon dabei! Schlimmer war schon der zerrissene Hosenboden, den Mutter wieder gehörig in Ordnung zu bringen hatte. Aber heute? Wie lange ist das nun schon her, daß man das letztemal . . .

Wir fahren mit dem Auto hinaus aufs Land, sitzen vorn im Führerhäuschen. Der Motor zittert, und bei jeder Biegung der Straße ächzen die aufgeladenen Masten, als schüttere der Frost in der Eisdecke. Dörfer huschen vorbei. Wagen rasseln nach der Markthalle. Bald sind wir an der Arbeitsstelle. Der Wagen hält. Dann werden die Masten von den Ketten gelöst, die sie gefesselt hielten. Wir stoßen mit Brechstangen nach, aufgepaßt, sie kommen in Bewegung. Polternd stürzen die Ungetüme herab und rollen an den Rand der Straße. Indessen haben schon einige andere Arbeitskameraden die Löcher ausgeschachtet. Dort hinein sollen die Masten. Wir stellen uns auf. Einer gibt ein Zeichen. Gleichzeitig heben wir einen auf die Schultern. Am Loch angelangt, gibt wieder einer ein Signal. Alle haben den Mast auf der rechten Schulter getragen. Wir werfen ihn ab. Mit dem breiteren Ende liegt er neben dem Loch. Alle Mann müssen jetzt ran. Die Stärksten gehen an das untere Ende. Die anderen helfen nach. Plumpsend fällt dieser in die Grube, und sofort helfen wir mit Säufen und langen Stangen nach. Er wird geradegerichtet. Schon steht er, aber wir müssen ihn noch festhalten, leicht könnte er wieder umfallen. Ein starker Windstoß würde genügen, ihn aus seiner Gleichgewichtslage zu bringen. Die Arbeiter werfen einige Schaufeln Erde in das Loch, andere nehmen den Kammel und stampfen damit das Erdreich fest. Der Meister aber hat eine Halbzollschraube an einen Bindfaden gebunden und pendelt damit neben dem Stamm, damit er auch im Lot stehe. Andere Kollegen sind dabei, dem Mast einen blechernen Strumpf anzuziehen. Schwarzblech wird ringsherum gelegt und mit Nägeln festgenagelt. Das steht zur Hälfte in der Erde, zur anderen über dem Erdboden. Zwischen Holz und Blechwand aber wird eine teerartige Masse

gegossen, damit der Mast nicht zu schnell fault. Bald hat die Kolonne mit Schaufel und Kammel das Loch gefüllt. Die Erde wird hartgestampft. Das flutscht. Der Tag geht dem Mittag zu. Bald stehen acht Masten aufrecht neben der Straße. Harte Arbeit, der Buckel tut einem weh. Man ist es nicht mehr gewohnt.

Und dann ist endlich Mittag.

Mittag ist vorbei. Jetzt kommt mein erstes Auftreten oder besser Aufsteigen. Ich soll das erstemal hinauf auf den schwankenden Mast.

Oh! Bangemachen gilt nicht. Her mit den Steigeisen. Ganz fest an die Füße sollen sie geschnallt werden. So raten mir die Kollegen mit Erfahrung. Sonst kann es geschehen, daß sie sich am Fuße lockern. Dumme Sache ist das. Dann hängt man hilflos oben, falls man das Glück hat, daß der andere Fuß noch Halt hat. Sonst rutscht man glatt hinunter und hat noch Glück, wenn es ohne Knochenbrüche und Verstauchungen abgeht. Aber einige Holzsplitter bohren sich bestimmt in das Gesicht, wenn man, nur vom Seil des Rettungsgurtes gehalten, mit zunehmender Geschwindigkeit hinunterrutscht.

Breitbeinig gehe ich zum Mast. Das muß man tun, sonst schlägt man mit den Eisen an den Füßen lang hin. Ich blicke hinauf. Ach, ihr Götter! Bis da hinauf? Und der Mast ist just dreizehn Meter hoch. Wenn ich nun abergläubisch wäre! Ich bin es nicht, ganz gewiß nicht.

Ich schnalle mich an. Die Spitze des Eisens hakt sich ein. Ganz fest, ja, ganz fest! Erster Schritt. Mit einem Bein vom Erdboden. Ist ja gar nichts, aber warum fängt denn das Essen im Magen an zu bummern? Zu albern! Der zweite Schritt: lebe wohl, Mutter Erde! Furchtsam weiter, wie ein Kind, das die ersten Gehversuche macht.

An meinem Gurt hängen drei Isolatoren und ein Holzbohrer. Ich soll oben Löcher in den Mast bohren, dann die Isolatoren hineinschrauben. Jeder Porzellan-Isolator wiegt acht Pfund, und ich selbst habe schwere Stiefel an. Die anderen sind längst auf ihrem Mast und fangen bereits an zu bohren. Einige aber sind unverschämt genug und machen sich über mich lustig. Ihre Stimmen klingen so seltsam fern. Sie brüllen von ihrer Höhe herab, ich hinge wie ein Mehlsack am Stamm. Gemeinheit! Später bestätigen sie mir, sie hätten beim ersten Aufstieg auch nicht die beste Figur abgegeben. Und die anderen hätten über sie laut gelacht.

Es fehlte bloß noch, daß mich der Meister in meiner ungeschickten Haltung sähe. Aber der ist fort, verhandelt mit dem Schachtmeister.

Vier Schritte. Ich blicke hinauf. Teufel, ich hatte geglaubt, bald oben zu sein, und nun ist es noch so fern.

Endlich oben! Die Kollegen brüllen: Hände los vom Mast! Hänge dich fest in das Seil, das hält!

Ich reiße das Seil in Brusthöhe und lasse die Hände los vom Stamm. Es geht, aber mir schlottern die Knie, wild schlagen sie an das Holz. Den Bohrer aus der Werkzeugtasche. Schnell! Ist erst ein Loch gebohrt und der Isolator

festgeschraubt, so kann ich mich dranhängen. Knirschend frist sich der Bohrer in den Stamm. Tiefer, immer tiefer. Es wird gehen. Zaghaft nehme ich einen Isolator aus dem Gurt und schraube ihn in das Holz. Er hält. Und nun ein kitschiger Augenblick. Eine Hand hält sich am festgeschraubten Isolator, die andere aber löst den Karabinerhaken und legt das Seil über das Eisengestänge des Isolators. Geschafft! Ich hänge nicht mehr am glitschigen Stamm, sondern sicher am waagrecht eingeschraubten Eisen.

Das gibt Sicherheit. Ich kann nicht mehr abstürzen. Selbst wenn sich beide Füße lösen würden, hielte mich das eingeschraubte Eisen. Los also!

Der zweite Isolator ist fest. Wie das flutsch! Man gewöhnt sich doch an alles. Schon werde ich frech. Ich klaube in der Hosentasche nach Zigaretten und Feuerzeug. Die Kollegen brüllen wieder herüber, mit ihren Stimmen wie aus dem Nebel: Mach dir bloß nicht die Hosen voll!

Sie sind natürlich längst von ihrem Mast herunter und auf einen anderen hinauf. In einigen Wochen werde ich das auch können.

Die Zigarette qualmt. Ich mache eine kleine „Zuffzehn“, blicke um mich. Sieh einer an, wie schön ist hier die Welt! Da liegen die Häuser unter mir. In der Ferne graublau Gebirgszüge: das Erzgebirge. Rauch kräuselt aus Schornsteinen. Schieferdächer blinzeln. Vor den kleinen Fenstern blühen in Contöpfen Geranien. Ein Flüsschen lümmelt sich am Berg entlang. Ich blicke angestrengt nach der Turmuhr der altersgrauen Kirche. Noch viel Zeit bis zum Feierabend.

Aber unter mir wird gearbeitet. Männerfäuste wühlen in dem kargen Boden. Eine Stadtrandiedlung soll hier werden. Häuser mit roten Ziegeldächern wachsen auf. Arbeitslose, Kurzarbeiter schaffen. Das wird ihre Siedlung. Sie schaffen für sich — für ihre Hoffnung.

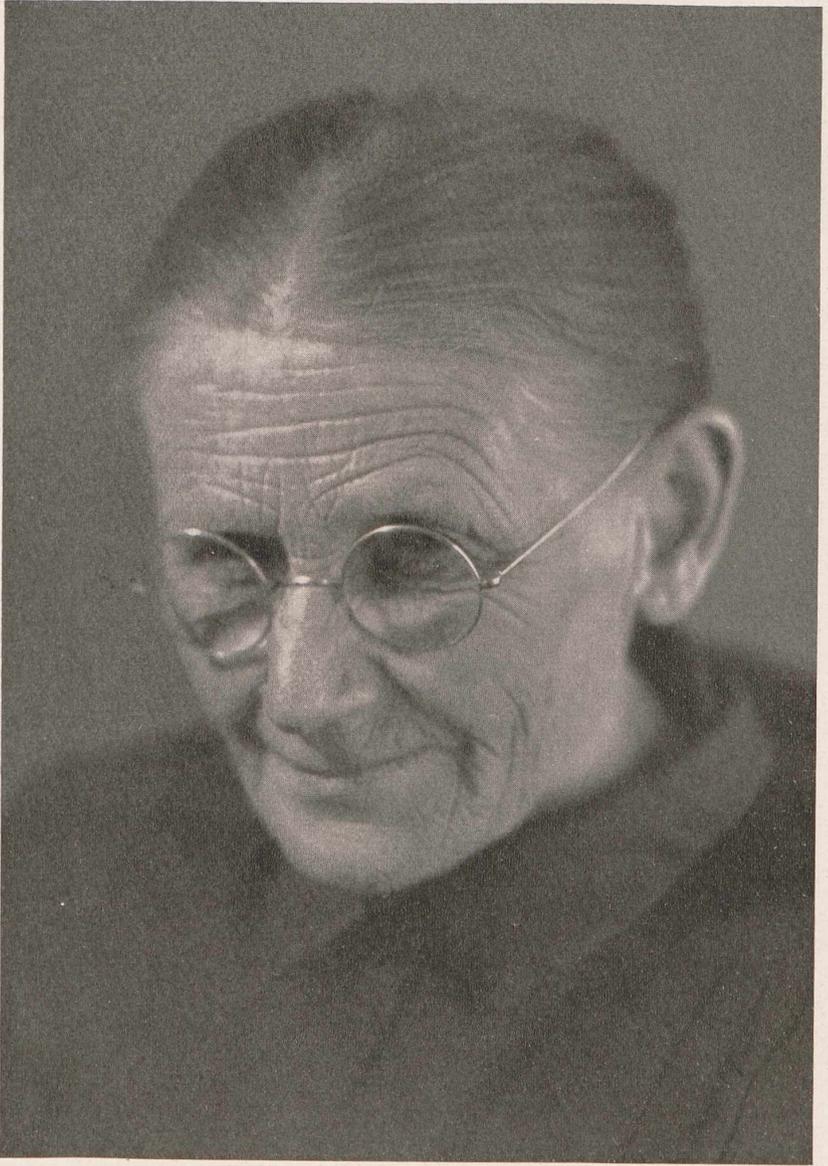
Verdammt! Ich will mich sputen; sie warten auf mich. Wir sollen ihnen bald „Saft“ geben, wie wir den elektrischen Strom nennen. Zwei Häuser sind schon bald fertig. Bald wollen die Leute einziehen.

Fertig! Noch einmal den Zollstock aus der Werkzeugtasche. Fünfundzwanzig Zentimeter Abstand zwischen den Isolatoren. Jawoll, es stimmt.

Ausgehakt, abwärts. Sachte, sachte! Herunter geht es ja fast noch schwerer. Nur nicht abrutschen, bei jedem Schritt abwärts immer erst prüfen, ob ein Steigeisen den ganzen Kerl hält. Endlich bin ich unten. Alle Masten tragen Isolatoren. Ich brauche nicht noch einen Mast zu besteigen. Schön sehen die weißen Dingerchen von unten aus.

Jetzt wird noch eine Rolle Leitung gezogen. Aber sie wird noch nicht mit dem Flaschenzug festgemacht. Arbeit für morgen. Der Meister ruft. Das Werkzeug nach der Baubude bringen. Feierabend kommt heran.

Das aber weiß ich: Nächsten Sonntag werde ich mit Frau und Kind einen Spaziergang machen hierher. Wir werden uns die Siedlung ansehen. Und ich werde einen Mast zeigen, auf dem bis dahin längst die Leitung hängt. Ich kenne ihn ganz genau, unmittelbar hinter der Gartenkantine. Vielleicht werden wir dort einmal einkehren. Da werde ich stolz den Mast zeigen, der erste Mast, auf den ich hinaufgeklettert bin.



Feierabend der alten Waschfrau

Aufn.: Max Glauer



Die Straßenbauer
Aufn.: Rudolf Grieser

Der Bauführer

Von Rudolf Grieger

Heiß brennt die Sonne auf die Großstadt. Ihre Häuser werfen kurze Schatten auf die Bürgersteige und das Straßenpflaster strahlt eine Hitze aus wie der Wüstenand der Sahara. Mitten auf dem Fahrdamm schwingen die Arbeiter ihre langstieligen Hämmer über den Köpfen und schlagen das alte Granitpflaster entzwei. Würfel auf Würfel, teilweise in zackige Stücke zersprengt, reißen sie heraus, und als der Bauführer kommt, setzen sie ihre Hämmer ab und stehen still.

„In zehn Tagen muß die Straße fertig sein!“ sagt er und mißt die Strecke mit den Augen. „Die Autobesitzer haben sich beim Magistrat beschwert!“ „Das klingt ja, als ob wir inzwischen gefaulenzt hätten!“ brummt einer.

Doch der Bauführer lenkt ein. „Nein, nein!“ sagt er. „So ist das nicht gemeint! Sie brauchen euch eben.“

Dann winkt er ihnen, die Hämmer wieder aufzunehmen, geht zu den Asphaltarbeitern und wird in demselben Augenblick von einer Dame angerannt, die in einem blütenweißen Sommerkleide über die Straße eilt.

„Hoppla,“ sagt er gemächlich. „Wo brennts denn?“

Aber die Dame hört nicht. Sie rennt auf die andere Seite, läuft schnell den Bürgersteig entlang und preßt ihr Taschentuch an die Nase, das sie eben mit kölnisch Wasser besprengt hat. „Die ganze Luft wird verpestet!“ sagt sie und verschwindet in einem Schokoladengeschäft. Der Bauführer hat ihr bis zum letzten Augenblick nachgesehen, schüttelt den Kopf und sagt: „Asphalt ist halt kein Weilchenduft, Madame! Da kann ich auch nichts ändern!“

Er tritt an den Kessel, hebt die Relle heraus und läßt ein paar dicke Tropfen zähflüssiger Masse zurückfallen. „Ist gut so!“ sagt er zu dem Arbeiter. „Kannst anfangen! Und wenn es dir zu sehr stinkt, dann mußt du dir halt eine Gasmaske umbinden!“

Der Arbeiter grinst (denn er hat die Szene mit der feinen Dame mit angesehen!), schüttet den Asphalt in den Eimer und trägt ihn zu den Stampfern. „Dämliche Ziegel!“ murmelt er und wirft ihr ein paar giftige Blicke nach. Dann kehrt er mit dem leeren Eimer zum Ofen zurück und will ihn gerade von neuem füllen, als der Bauführer das Signal zur Mittagspause gibt. Barfüßige Mädchen und einfach gekleidete Frauen kommen mit ihren schwarzen Markttaschen und bringen ihren Vätern und Männern das mühsam warm gehaltene Essen. Die Arbeiter setzen sich auf der Schattenseite der Straße auf einen Bretterstoß und auf ein paar umgekippte Karren, nehmen die blauen Blechnäpfe in die Hände und löffeln die Erbsen, das Weißkraut oder die Kartoffelsuppe mit hastigen Schlucken herunter. Nach der Mahlzeit schiebt sich der eine einen zusammengerollten Zementsack unter das Genick und legt sich mitten auf den abgesperrten Bürgersteig. Die anderen sitzen mit

dem Rücken an die Hauswand gelehnt, den Kopf vornübergefunken, und schlafen. „Die braven Kerls!“ denkt der Bauführer. „Was wäre denn, wenn sie nicht so geduldig ausharrten, wenn sie sich mit dem Weiskraut nicht begnügten und den Asphaltgeruch nicht aushielten? Was wäre denn da?“

Er nimmt die Uhr aus der Tasche und sieht, daß bis zum Schluß der Mittagspause noch fünf Minuten Zeit sind. Dann saugt er noch ein paarmal kräftig an seiner Tabakspfeife, pufft den Rauch aus dem Munde und macht die Augen zu.

„Dann könnten die ganzen feinen Leute nicht im Auto fahren“, denkt er. „Die Straßen würden zerfallen, ja es würde überhaupt keine Straßen geben. Der Verkehr würde stocken, die Volksgemeinschaft auseinanderklaffen und die Männer würden sich die Schädel einschlagen, anstatt zu arbeiten!“

Energisch steht er von seiner Karre auf, zieht die Signalpfeife aus der Tasche und pfeift zweimal kurz hintereinander. Die Arbeiter fassen die Hämmer an den Stielen, die Stampfer lassen die Eisenklumpen auf den flüssigen Asphalt sausen und der Mann am Ofen hebt die große Kelle aus dem Kessel. Immer ran an den Speck! Dann schon lieber Asphaltluft riechen!



Im Takte der Hämmer

Wir schlagen den Amboss, wir schlagen den Stein,
Wir lassen uns niemals vernichten,
Wir wollen und werden die Welt einmal richten
Nach helleren Sternen, nach unserem Sein.

Wir tragen das Leben durch Tage und Nächte,
Wir tragen das Gottsein durch dunkle Schächte,
Wir fragen und fragen — sind doch nicht gebeugt,
Es werden im Winde die Lieder gezeit,
Die aufwärts und tiefer aus Erde und Licht
Den Baum uns entblößen zu Ruf und Gesicht.

Wir schlagen den Amboss, wir schlagen den Stein,
Wir dienen dem Volke mit Herzen und Händen,
Wir wollen am Werke uns göttlich vollenden,
Dem neuen Geschlechte die Väter zu sein.

Erich Otto Funk

Die „Deputatkohle“

Heiteres aus dem Bergmannsleben

Von Otto Suchland

Wie die Märchen der Bergleute bei aller „Unwirklichkeit“ sehr viel Wirklichkeit ihrer Welt bergen, die Sagen auf Geschehnisse hindeuten, die sich ganz wirklich in ihrer Welt abgespielt haben, die Spruchweisheiten in ihren Tiefen wie die Wildbäche — die sogenannten Seifen, die Gold und Silber, die „gültigen“ Erze, mit sich führen — ein gut Teil ihrer blanken Erfahrungen, „rotgültig Erz“ ihres Lebens, mit sich schwemmen, so liegt auch ihren leichten Redensarten, Wortspielen und Scherzen manch Körnchen Wahrheit zugrunde, das zu finden nicht allein oft sehr lehrreich, sondern auch recht vergnüglich ist. Die Tatsachen, auf die diese Dinge zurückgehen, sind zumeist ganz vergessen. Man freut sich am Schillern und Glitzern dieser Kostbarkeiten, deren Inhalte mit der Form, in der sie vom ersten Erzähler dargereicht worden sind — die dann ein zweiter abgeschliffen, ein dritter vielleicht schon zu funkelnder Schönheit vollendet hat —, so vollkommen eins geworden sind, daß man über der Form eben des wahren Gehalts nicht mehr denkt. So wie man über der Schönheit der Märchen sich ja auch nicht mehr des Grauens der Wirklichkeit erinnert, das sie hervorgerufen hat, aus dessen Tiefe sie zum Tageslicht gelangt sind. Gar manche Gegenstände werden launig behandelt, deren Bedeutung einfach verschwiegen wird. Der Eingeweihte freilich hört aus dem Tone die Wahrheit heraus.

Aus dem Schatzkästlein der Schnurren sei einmal hier das hervorgeholt, was über die sogenannte Deputatkohle im schlesischen Kohlenbereich lustig umgeht und auf seinen wahren Gehalt hin durchleuchtet:

Es ist hierzulande Sitte, daß am Monatsersten — oder an sonst einem hierfür bestimmten Tage — die Bergleute den ihnen zugestandenen Teil Hausbrandkohle wegschaffen.

Es ist dies ein Teil ihres Lohnes; denn die Bergleute kriegen sie nicht etwa von der Grubenvverwaltung geschenkt, sie bezahlen sie mit ihrer Arbeit. Immerhin ist ihre Lieferung eine Vergünstigung, die freilich auf ein uraltes Recht zurückgeht: das auf „Freibrand“, das sie — wie so viele ihrer „Rechte“ — im Laufe der Zeiten eingebüßt haben. Noch zu Ende der siebziger Jahre vorigen Jahrhunderts haben sie es nicht nur selbst besessen, solange sie in Arbeit und Brot gestanden sind, und ihre „bergfertigen“ Kameraden, die abgedient hatten, sondern auch nach ihrer letzten Schicht ihre hinterbliebenen Frauen — in gewisser Weise wenigstens, indem der Selbstkostenpreis der Grube als Entgelt angesetzt worden ist. Mit Zähigkeit haben sie an diesem „Rechte“ gehangen, dafür gestreikt, gekämpft und gelitten und es sich zum Teil heute auch erhalten. Wie sie aber darüber denken, das drücken eben alle die Sinnsprüche aus, die von der Deputatkohle handeln, in mannigfacher, immer neu belebter zugkräftiger Form:

Es sei mit der Brennbarkeit der Deputatkohle nicht weit her . . . das ist der Rehrreim aller ihrer Ausrufungen.

Ich habe sie im Waldenburgischen gern belauscht, wenn sie mit Gallo — so wie ihr Wintergemüse und die Kartoffeln, die sie in die Keller bringen — ihre Deputatkohle einfahren . . .

Mit einem kleinen Karren, den sie sich von der Verwaltung ausleihen und wechselweise aneinander weitergeben, ziehen sie die holperigen, schmalen, oft stark ansteigenden und abfallenden Gäßchen und Straßen von Dittersbach dann hinauf und hinunter. Der Schwere des Wägelchens wegen — und weil von der kostbaren Ladung um Himmels willen nichts verschüttet werden darf, und was herausfällt, dann wieder sorgsam eingesammelt werden muß — spielen Mann und Weib lustig dabei Hand- und Sattelpferd.

Bergnüglichste Zurufe schallen straßauf, straßab; denn es ist ein Fest, an dem alle teilnehmen:

Ob etwa einer auf seinem Hackeklotz gerade Holz spaltet: das „Klößel“ nämlich, das jeder Familienvater sich aus der Grube nach Hause nehmen darf, bei v. Kulmiz wenigstens, mit der Handspanne gemessen ein Stück altes Grubenholz; oder einer seinen Gartenzaun verbessert oder die „Bergmannskuh“ hütet: seine Ziege, oder sein „Kotkehlchen“ betreut: den geliebten Dompfaffen am Fensterbrett; oder die „Zerrwampe“ knautscht nach dem Mittagessen: seine Ziehharmonika — er muß hinaus, seine Anmerkung abgeben über die „Deputatkohle“.

Was nun den Wert dieser Deputatkohle anbelangt, so darf ich selber mir kein Urteil über sie anmaßen, da ich niemals solche empfangen habe, weil nur Bergleute, die mindestens ein halbes Jahr am Orte ansässig sind und einen eigenen Hausstand hier haben, ihrer teilhaftig werden; aber ich sage mir: sie wird im allgemeinen natürlich sehr verschieden sein in den einzelnen Ortstrichen und unterschiedlich selbst an den einzelnen Gruben, da ihre Güte sich ja nach dem Flöz richtet, das die Grube gerade abbaut. Es wird selbstverständlich nicht durchaus die beste Förderkohle sein, die man abgibt — aber es ist sonderbar: wie auch „das“ Rohl sein mag, das die Gruben abwerfen, an denen die Bergleute angelegt sind und pflichtschuldigt ihre Deputatkohle erhalten — wenn man den Ausprüchen glauben will, die man über sie hört, nicht den Gesichtern, die immer strahlen von Glück und Heiterkeit, sondern eben all den Sprüchen, mit denen sie sie bedenken, und den Märchen, die über sie im Schwange sind, — nicht etwa denen von heute nur, sondern den ebenso saftigen von gestern und ehegestern, die uns durch mündliche und schriftliche Überlieferung erhalten sind —, so war und ist sie immer gleich schlecht!

Berge von Spott — für den die Bergleute hier einmal selbst sorgen, haben sich über sie aufgehäuft; und bringt man das Gespräch auf die „Deputatkohle“ — gleichviel wo und wann —, so packt jeder aus seinen Erfahrungen und dem unverwundlichen Schatze seiner Witzegeichten aus, was er weiß, und tut aus eigener Einbildungskraft das Seinige noch dazu. Dichtung und

Wahrheit, Erlebtes und Erlauschtes mischen sich da ergötzlich miteinander, und das eine steht fest: wie schlecht die Deputatkohle vielleicht in Wirklichkeit auch brennen mag — was sie darüber aussagen, ist zündend.

Und jede Form ist recht:

Märchen, Sagen, Bibelsprüche, Gleichnisse — alles muß herhalten, ihren Witz an der Deputatkohle auszulassen. Denn wie es immer ist: selten wird eine neue Form für einen alten Inhalt erfunden, sondern nur mit frischen Zieraten weiter ausgeschmückt. So die Geschichte vom „Jüngling im feurigen Ofen“:

Man hatte zur Heizung Deputatkohle genommen.

Als nun die Sache so weit gediehen war, daß man annehmen mußte, daß der arme Schwächer im Ofen bereits schmorte und die Wächter geschäftig bereits hin- und herliefen, um ein Ende zu machen, hörten die Umstehenden plötzlich ein vernehmliches und langgezogenes wohliges „Ahhh!“; denn der Jüngling im Ofen begann jetzt erst sich so richtig wohl zu fühlen, nachdem tüchtig zugelegt worden war, und als einer der Wächter neugierig die Tür öffnete, um nachzusehen, was drinnen eigentlich los wäre, scholl es ihm — natürlich in unverfälschter Mundart — entgegen:

„Mach ock de Tiere zu, 's zieht!“

In Dittersbach soll einmal ein Großfeuer ausgebrochen sein, das „hallerlichterluhn“ gebrannt und immer wütender um sich gegriffen habe, so daß schließlich niemand mehr seiner Herr zu werden vermochte. Da sei einer auf den rettenden Gedanken gekommen:

„Schmeißt ock Dep'tatkohl nei; doo gieht's glei aus!“

So geschah es — und das Feuer war im selben Augenblick erstickt . . .

„Wie die Bergleute ihr eigenes Kobl schlecht machen“, könnte man in der Tat einen ganzen großen Abschnitt guter Witzgeschichten überschreiben, die alle nachzuweisen vermöchten, wie unerschöpflich die Einbildungskraft der Bergleute hier arbeitet, ihr Geist aus der Wirklichkeit — könnte man sagen — „Märchen“ spinnt.

Nun, mag's sein! Sie schaden niemandem sonderlich damit, daß sie ihre Deputatkohle verhöhnen. Denn die Eingeweihten selber wissen, was sie an ihr haben, und diese Scherze schrecken im schlimmsten Falle unbetene Nutznießer ab, die zu Hausbrand auf billigere Art zu kommen hoffen, als recht ist. Der Grubenverwaltung kann das nur lieb sein, denn der gute Bürger ist gewiß, daß er für sein gutes Geld nur gute Kohle erhält, keine „Deputatkohle“!



Dem toten Arbeitskameraden

Wir sprachen manches Mal vom Tod
und sprachen wie vom fernsten Stern,
der uns gewiß und doch unnahbar ist,
so gleichgültig im Grund und fern.

Nun plötzlich stehen wir am Grab,
drei Schritte lang und einen breit
und langsam sinkt der schwarze Sarg
und unser Freund zur Ewigkeit.

Und in der Stube steht sein Bett
und vor den Fenstern breit der Berg,
durch Fremde ist er bald ersetzt,
die seine Brüder durch das Werk.

Wir aber gehen stumm den Weg
und grüßen, der ihn schlug, den Stein.
Wir schweigen, da wir Tod erlebt
und opfern schaffend Blut und Sein.

Erich Otto Junk.

Bäuerliche Arbeit in Redensarten

Von Dr. Georg Scharf

Ofter als die etwas starren Sprichwörter werden die Redensarten*) gebraucht, die der Rede Frische, Natürlichkeit und Verbheit geben. Sie sind nicht etwa aus Sprichwörtern entstanden, ebensowenig die Sprichwörter aus den Redensarten, vielmehr ist die psychologische Ursache für beide dieselbe: Der Sprechende will eindrucksvoll und anschaulich reden. Der Redensart fehlt der lehrhafte Zug und die gehobene Form, treffend ist sie auch durch die Bildhaftigkeit. Gelegentlich kann auch eine Redensart eine Lehre geben, doch ist dies nur selten der Fall. Selbstverständlich gibt es auch Grenzfälle, bei denen man nicht entscheiden kann, ob man ein Sprichwort oder eine Redensart vor sich hat. Redensarten sind — wie auch die Sprichwörter — oft an bestimmte Stände und Berufsklassen gebunden, zunächst wenigstens, sie können dann von da aus in die allgemeine Sprache übergehen, zuweilen werden sie auch in übertragenem Sinne verwendet. Aus dem Bilde oder Gedanken aber wird man die Örtlichkeit ihrer Entstehung ablesen können.

Die vorliegende Arbeit benutzt ausschließlich Redensarten, die der Verfasser in Alt Reichenau, Rt. Waldenburg, gehört und aufgezeichnet hat, es wird hier nur eine Auswahl behandelt; wer sich für schlesische Redensarten und Sprichwörter interessiert, der sei auf Karl Rothers Sammlung verwiesen und auf die Sammlung des Verfassers in Bd. 34 und 35 der Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, Breslau 1934 und 1935.

Zunächst einige Wendungen, die von der Arbeit selbst handeln und den Dingen, die dazu gehören.

„A reißt nei wie Franz eis Tor“ — er reißt hinein wie Franz ins Tor — d. h. der Betreffende packt eine Arbeit energisch und tatkräftig an, so wie Franz, der das Tor aus den Angeln heben will.

„A arbeit a ei a Dreck und wieder raus“; der Fleißige übertrifft den Faulen bei weitem, ehe dieser es sich versieht, wird er von dem Fleißigen in die Erde ein- und wieder herausgebuddelt.

*) Der oberflächlich Urteilende neigt leicht dazu, Sprichwort und Redensart gleichzusetzen. Das stimmt jedoch nicht. Bei näherer Betrachtung tritt der Unterschied zwischen beiden hervor. Das Sprichwort ist ein im Volksmunde umlaufender, in sich geschlossener Spruch, der einen zumeist allgemeingültigen Gedanken in treffender, gehobener Form wiedergibt, oft ist damit eine Lehre verbunden. Unter Form versteht man die sprachliche Gestalt des Ausdrucks, die durch vielgestaltige Mittel gebildet werden kann, z. B. durch den Reim. Der Aurreim (Stabreim) kommt selten vor, er beruht wohl auch mehr auf Zufall als auf Absicht: „Gleich und gleich gesellt sich gern.“ Der Endreim ist viel häufiger: „Soffen und Harren macht manchen zum Narren.“ Ein anderes Mittel ist der Rhythmus, hier gibt es viele Arten. Fr. Seiler zählt in seiner „Deutschen Sprichwörterkunde“ 43 auf, auch hieron seien einige Beispiele genannt: „Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut. Glücklich ist, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern ist.“ Eines der häufigsten gestaltenden Mittel ist der Parallelismus, der ebenfalls in den verschiedensten Formen vorkommt: „Wo kein Kläger, da kein Richter. Wer lügt, der stiehlt.“ Aus diesen Beispielen dürfte klar geworden sein, was mit „treffender, gehobener Form“ gemeint ist.

Anstrengende Arbeit „kust Menschaknucha“ — kostet Menschenknochen, sie kann ohne Mühe nicht geleistet werden.

„Mer macha jitz ei em Viejn weg“, es wird flott gearbeitet, ohne Pause, in e i n e m Schwunge.

Aus der kirchlichen Sphäre stammt die Wendung „mit a Kollekte macha“ — mit einer Kollekte machen, es bedeutet: schnell und oberflächlich arbeiten, das Einsammeln der Kollekte (Pfarr- und Küsteropfer) durch den Glöckner wird ja während des Gottesdienstes schnell erledigt.

„A ies em Teiml aus der Hucke gerannt“; mit dieser Redensart kennzeichnet man einen ungezogenen Jungen, der nichts als dumme Streiche macht und dauernd Ärger stiftet. Auf dem hier vorschwebenden Bilde sieht man den Teufel mit einer Bürde (Hucke) auf dem Rücken, in der er lauter Nichtsnutze hat, gelegentlich entwischt einer daraus und ärgert die Leute.

Von der bitteren, mühseligen Tätigkeit der Weber gibt ein Spruch Zeugnis: „Do sitz ich bormharzig und warke (wirke=webe) Rattun, hie sitz ich bormharzig, drei Wucha bis vier Wucha krieg ich kenn Luhn!“

„A reendlich Frauwulk derkennt ma om Wischhader“, eine saubere Frauensperson erkennt man daran, daß sie fleißig und gründlich den Scheuerlappen benutzt.

Zum Bauern gehören seine Haustiere, sie spielen in seinem Leben eine maßgebende Rolle, von ihnen ist sein Wohlergehen abhängig, kein Wunder, daß sie auch in der Sprache des Landmannes recht häufig vorkommen. Das Backern der Henne, die ein Ei gelegt hat, wird übersetzt mit: „Kwott, kwott, kwott mei Naast, die Henne hoot gelät!“

Den größeren Tieren werden menschliche Namen gegeben: „Korse heeßt der Book im Stolle“; darunter haben dann die mit diesem Namen behafteten Männer und Knaben zu leiden, sie werden immer mit obigem Ruf verspottet. Dem Vieh gilt alle Sorge, es wird streng darauf geachtet, daß genügend Futter, vor allen Dingen im Winter, vorhanden ist. Um Mariä Lichtmess (2. Februar) darf erst die erste Hälfte des Winterfutters verbraucht sein: „Zu Maria Lichtmasse ies holbe Fittung!“

Neben dem Tiere nehmen das Feld und seine Früchte den Vorrang ein, Kraut und Strunk treten in dem Wortspiel zur Übung der r-Lautes auf: „Keen raus, Kraut, Strunk!“

Es folgen nun eine größere Anzahl Redensarten, die gleichfalls aus der täglichen Arbeit entstanden sind, heute aber nicht mehr für den Arbeitsvorgang, sondern in übertragenem Sinne gebraucht werden, sie sind auf kindliche Spiele und mehr auf geistige Betätigung übergegangen.

„Nooch Rohle fährn“ sagen die Kinder, wenn sie auf dem Schlitten fahren, beide Beine auf einer Seite hängend. Die Bezeichnung erklärt sich folgender-

maßen: Die Bauern holen ihre Kohlen direkt von den Gruben im Waldenburger Revier, sie benutzen dazu einen Kastenwagen, meist ohne Rutschersitz, bei der Rückfahrt sitzen sie oben auf der Kohle, die Beine hängen nach einer Seite herab. (An neueren Wagen befindet sich über der Deichsel die sog. „Kelle“, ein schaufelförmiges Brett, in welchem der Rutscher sitzt.)

Ebenfalls auf das Schlittensfahren der Kinder übergegangen ist der Ausdruck „Langhulz fährn“, dabei liegt der Knabe mit dem Bauche auf dem Schlitten. Die Wendung stammt aus der Holzabfuhr, die längeren Stämme liegen längs auf dem Wagen.

Von einem sehr empfindlichen, leicht gerührten Menschen sagt man: „A ies weech gebacka“; diese Redensart kommt vom Backen, zu weich gebackenes Brot ist sehr nachgiebig und läßt sich drücken.

Auch die beiden folgenden Wendungen entstammen dem Backgeschäft: „A ies nooch nee ausgebacka“ heißt es, wenn er noch nicht ausgeschlafen hat.

Eine Gesellschaft ist unschlüssig, was man tun soll, da fragt jemand: „Na, wos mach mer?“ Darauf sagt ein anderer: „Back mer oder fraß mer a Teeg asu?“

Von der Arbeit des Heizens sind zwei Ausdrücke abgeleitet, der eine: „A heeßt n orntlich ei“ — er heizt ihm ordentlich ein, das bedeutet: er heizt ihn tüchtig auf; und der andere:

„Do war ich au a Scheitla mit älä“ (anlegen), womit man ausdrücken will, daß man einem anderen hinter seinem Rücken auch etwas Ungünstiges nachsagen wird.

Nach dem Dreschen wird das Getreide, das man sofort verkauft, in Säcke eingefüllt oder „eigesackt“; von diesem Hantieren mit Säcken rührt eine Reihe von Redensarten her: „Sich eisacka loon“ = sich in den Sack stecken, sich übertölpeln lassen.

Ein Raum ist mit Menschen gedrängt voll, dafür sagt man: „Es ies gesackta vuul“ — es ist gesackt(en) voll.

Der Unerfättliche „kriecht a Saak nee vuul“, er bekommt den Magen nicht voll, der Satte dagegen „hoot a Saak vuul“.

Wer beim Essen zuviel des Guten tut, dem ist hinterher „ungebietig im a Saak“ — ungebötig um den Magen, er hat Magendrücken.

Bei den letzten fünf Ausdrücken schwebt also ganz deutlich das Bild vom Füllen des Sackes vor.

Will man einen Haufen Holz oder etwas anderes wegtragen, so macht man daraus eine „Hucke“, die auf den Rücken genommen wird; die Hucke besteht aus vielen Einzelteilen, die man zusammengeschichtet und befestigt hat. Sind irgendwo eine größere Anzahl Leute beisammen, dann heißt es: „Es sein er (ihrer) a ganze Hucke“.

Schwer zu arbeiten hat der Drescher in der Scheune, dementsprechend ist auch sein Appetit, danach gilt von dem starken Esser im allgemeinen das Wort: „A frißt wie a Scheundrescher“.

Der Kuhjunge wird spöttisch „Uchsprimater“ genannt, er hat natürlich nicht das Primat inne, sondern ganz im Gegenteil hat er gar nichts zu sagen. Das Wort ist in dieser Bedeutung nicht mehr recht lebendig, es kommt fast nur noch in einem Verschen vor, in welchem Menschen, die den Zeitstanz haben oder auffällig das Gesicht verziehen, belacht werden: „Uchsprimater! Sieh weg, es leucht Water!“ Mit Wetterleuchten sind die auffallenden Bewegungen im Gesicht gemeint.

Die folgende Redensart galt höchstwahrscheinlich von einem Schornsteinfeger, der sich ungeschickt angestellt hat: „Do konnste Rahm fanga ohne Saak!“ Da kannst du Rahm (Ruf) fangen ohne Sack bedeutet heute nichts anderes als: Da wirst du kein Glück haben, da wirst du schief anlaufen.

Zahlreich sind die Wendungen, die mit landwirtschaftlichen Geräten zusammenhängen. Ein Mensch, der vor Freude außer sich gerät, ist „râberraadläßsch“, er gebärdet sich wie das sich lustig drehende Rad der Radber, der Schubkarre.

Ein Ausdruck der höchsten Verwunderung ist: „Nu lußt mich bei der Râber, doß se mer nee es Kuppel stahln!“ Die Radber wird mit dem sog. Koppseil (Kuppel) gefahren, es ist dies ein Gurt, der an den Weichseln befestigt ist und über die Schultern gelegt wird. Er mag gern entwendet worden sein, wenn eine Radber unbeaufsichtigt dastand; der Bestohlene war dann sehr erstaunt, wenn er zwar die schwere Radber, aber nicht das Koppseil vorfand.

Der Unmut gegen den unersättlichen Esser wird deutlich ausgesprochen: „Dam muuß ichs baal mit der Braatrâber neifâhrn“ — dem muß ich es bald mit der Brettrâber hineinfahren.

Ein beliebtes Kinderspiel ist „Braatrâber fâhrn“; ein Kind läuft dabei auf den Händen, ein anderes hält dessen Füße gleichsam als Radberweichseln.

Ein Pferd allein hat natürlich schwerer zu arbeiten als zwei, so heißt es von einem, der sehr schwer arbeitet: „A gieht ei der Sâbelweichsel“.

„Do mußte baal die Korre ziehn“ meint: Du hast immerfort schwer zu arbeiten wie ein Pferd, das dauernd im Wagen geht.

Schlimm ist es, wenn ein Wagen im tiefen Sande oder Sumpfe steckenbleibt; ebenso schlimm ist der daran, der sich den nötigen Respekt vergeben hat: „A hoot sich die Korre verfâhrn“.

In den vollen Pfütze- (oder Jauche-) Wagen werden immer zwei Pferde eingespannt, daher spricht man auch von zwei Männern, die am Schenkstisch gemeinsam einen Schnaps trinken: „Die Sporn ei a Fitzwân“.

Eine alte, heute nicht mehr übliche Bremsvorrichtung ist der Hemmschub, er muß, wenn er abgenutzt und ausgefahren war, ziemlich häßlich ausgesehen

haben, denn man sagt von jemandem, der einen großen, etwas mißgestalteten Mund hat: „A hood n Trasse wie a ausgefährner Hemmschuhk“.

Der Hemmschuh wurde mit schweren Ketten, den sog. Hemmketten am Wagengestell befestigt; der ewig Klagende „joomert (jammert) Hemmkäta zomma (zusammen)“.

„Zweespänner“ nennt man im Scherz den Zweifennig.

Recht eindrucksvoll und anschaulich ist das Bild vom Staubaufpeitschen; wenn der Schmutz mit einer Peitsche geschlagen wird, dann wirbelt und fliegt er umher. Spielt die Musik zu schnell, im wirbelnden Tempo, sagt man gewöhnlich: „Dos geht, als wenn ma a Dreck mit Peitscha schlät“.

Noch viel frischer und drastischer ist der Wunsch für den langsam Hin-siehenden: „Om besta wärtsch, der liebe Goot sponnt a aus und schliegn (schlüge ihm) es Gescharre (Geschirr) im a Koop!“

Die Sense wird geschärft, indem man sie „tengelt“, die Schneide wird mit einem schmalkantigen Hammer auf einer Eisenunterlage dünn geschlagen; es muß in den Augen der Bauern eine Quälerei für die Sense sein, denn wenn ich jemanden quäle und schikanriere, dann „tu ich a tengeln“.

„Do sooll der Teiwl a Hooka haln“, nämlich in einer schwierigen Lage. Diese Redensart erklärt sich aus der Feldarbeit mit Haken und Pflug; das Pflügen ist eine Kunst, es gehört Geschick und Kraft dazu, in schlechtem Boden Haken und Pflug zu regieren. (Der Haken ist ein einfacher Pflug.)

*

Eine andere umfangreiche Gruppe bilden die Redensarten, in denen die Haustiere auftreten.

Ein Schwerhöriger „hoot Hinder (Hühner) uff a Uhren (Ohren)“.

Der ruhelos Umherlaufende „kän es Naastee nee finda,“ so wie die Henne umherrennt, die ein Ei legen will, aber kein Nest findet, in dem schon eins liegt.

Die Vögel sammeln ihre Eier sorgfältig im Neste; wer Gegenstände sorgfältig aufhebt und einheimst, der „trät (trägt) zu Naaste“.

„A hoot zu tun wie die Katze ei a Sechswucha“ bedeutet, er hat viel zu tun; die Katze hat am meisten Arbeit in der Zeit, da ihre Jungen noch nicht sechs Wochen alt sind.

Hunde, die viel an der Kette liegen müssen, werden leicht bösaartig und knurren dauernd, daher sagt man von einem ewig nörgelnden Menschen: „A narrt (narrt) wie a bieser Rätahund“.

Bekanntlich sind die Ziegen ziemlich verwöhnt im Futter, nach ihnen heißt der verwöhnte Esser „n harrliche Zieje“.

Das unruhig schnüffelnde und grunzende Schwein gibt Anlaß zu der Redensart: „A kreßt wie a krank Schwein“.

Das Schwein ist in seinem Koben nicht angebunden und verstreut seinen Dung überall. Danach heißt es von jemandem, der seine Sachen unachtsam und unordentlich hinwirft: „A schmeß (schmeißt es) hie wie de Saue a Dreck!“

Die Leiche wird „ausgeläutet“, wenn sie zu Grabe getragen wird; hiermit hängt die Redensart „A Säua ausläuta“ zusammen; man bezeichnet damit das unpassende Schlenkern mit den Beinen, wie es Kinder gern tun, da sie nicht mit den Füßen bis auf den Boden reichen.

Ein magerer Mensch heißt gewöhnlich „a reener Darrlender“, ein Dürrlender; das Wort hat nichts mit Land zu tun, sondern mit der Lende. Kälber, die in der Lendengegend kräftig sind, heißen „Tuppellender“ (Doppellender), dementsprechend ist „Darrlender“ gebildet.

Auch das Kätsel hat sich der Tiere bemächtigt. „Es gieht im Weje naus und teelt Caller aus!“ Das ist die Kuh.

„Warum flennt 'n die Putter? Weil die Mutter a Rintviech ies und der Väter a Bremmeruchsel!“ Wenn die Butter Wassertröpfchen absondert, sagt man im Scherz: sie flennt.

Einer, der wilde Gerüchte erzählt, „macht a Uchja wilde“.

Das Kind nimmt tüchtige Mengen Wassers zu sich; darum gilt auch von einem, der viel Wasser oder Kaffee trinkt, die Redensart: „A seßt wie a Uchje Wosser“ oder „A seßt (säuft) schlimmer wie 'n aale Häuslakube!“

Jemand, der in der Landwirtschaft aufgewachsen ist, „hoot seine Bildung bei a Eechharndlan gehät“; hier erscheint das liebe Kindvieh poetisch verklärt als „Eichhörnchen“.

*

Die letzte Gruppe behandelt dann Wendungen, die von Obst und Feldfrüchten und vom Acker herkommen.

„A macht a Gesichte, als wenn 'n der Weesje (Weizen) verhaglt wär“ — das ist wohl das böseste Gesicht, was ein Bauer machen kann.

Um jemandem die Einmischung in die eigensten Angelegenheiten zu verbieten, sagt man oft: „Näd mer och nee vum Krautverkeesa!“

Wenn man gegen die Sonne schaut und dabei die Hand beschattend über die Augen legt, sagt der Bauer: „Ma seßt sich die Apernaprille uuf“. Aperna — Erdbirnen lautet der in Schlesien geläufige Name der Kartoffel.

Der aus den Rüben gewonnene Saft (Syrup) ist bedeutend minderwertiger als die Butter; entsprechend bezeichnet man einen einfältigen Tropf mit dem Ehrentitel: „Dos ies schun Pät (Pate) Soft!“

Das Nachlassen des Verstandes wird in die Worte gekleidet: „Bei Verstand ies au baal ei de Wicka geganga!“ Die Wicke ist eine Futterpflanze.

Leuten, die in Not und Armut leben, „giehts wie a Schuta naberm Wege“, sie werden vielfach etwas verächtlich behandelt; so auch die Schoten, die am Rande des Feldes dicht am Wege wachsen, sie werden entweder abgerissen oder umgefahren und niedergetreten.

„Bei mir hußt om längsta die besta Flauma (Pflaumen) gefrassa“ bedeutet: Bei mir hast du es am längsten gut gehabt.

Eine dicke, ältere Frau nennt der Witzbold „ane maasche Flaume“; die märische Pflaume ist überreif, weich und platzt auf. Die Herkunft des Wortes „märisch“ ist unbekannt.

Eine drollige Bezeichnung führt der Vorplatz zum Tanzboden, nämlich „die Ziejabroche“. Wie für die Ziegen die Brache genügt, so auch für das unreife junge Volk der Vorplatz; tanzen dürfen sie noch nicht.

Von der schwangeren Frau gilt die Redensart „Sie ies ei guder Weede“; der Ausdruck will sagen, daß sie an Umfang und Fülle zunimmt.

Für den Nichtkenner unverständlich ist die Wendung „zu Rande treiba“; sie bedeutet: die unartigen Kinder zur Ordnung bringen. Das Wort kommt vom Austreiben des Viehes her; die einzelnen Rühr, die vom Wege, vom Rande weg auf den Acker gehen, werden vom Hirten zum Rande zurückgetrieben.

*

Aus den angeführten Redensarten geht zur Genüge hervor, daß die Dinge, mit denen sich der Bauer beschäftigt und in denen er lebt, sich in seiner Sprache widerspiegeln; es sind vor allem seine Arbeit am Boden und im Hause, sei es im Stalle oder in der Scheune oder beim Brotbacken. Sein Vieh ist ihm ans Herz gewachsen, so daß er es in Vergleichen immer heranzieht. Er lebt in enger Verbundenheit mit seinem Besitztum und mit seiner Arbeit, die beide wiederum tief und fest in seine Sprache verwoben sind.

Und weiter sehen wir, wie die schöpferische Kraft der natürlichen, derben Sprache am Werke ist, die gar treffende Bilder zeichnet, drastische Vergleiche zieht und mit einem kurzen Wort unübertreffliche Klarheit schafft.

Für den rein Betrachtenden und Genießenden ist diese Sprache überaus reizvoll in ihrer gesunden Frische und Urwüchsigkeit; dem Sprachforscher bietet sie ein reiches Feld für seine Arbeit, er kann hier sammeln und sichten, und da, wo es notwendig ist, Unklares aufhellen und verständlich machen. In ihren Sprüchen und Redensarten bietet uns die Mundart einen Schatz, wie er reicher und vielgestaltiger nicht gedacht werden kann.

Der Weiberhof

Von E. P. Cluse

Die vielen Ahren auf dem Felde draußen haſchen nach dem Winde, der über ſie hinwegweilt, und necken ihn, und er neckt ſie, und ſie freuen ſich und ſind luſtig, die goldgelben, üppigen Ahren, und blind ſind ſie in ihrer Freude und Luſt. Sie ſehen die Bäuerin nicht dort vorn an dem Rain mit der Senſe und wiſſen nicht, daß ſie kommt, ſie zu ſchneiden. So ſind ſie nicht betrübt, ſondern heiter und fröhlich und gaukelnd und ſchelmend, die goldgelben, wogenden Ahren. Sie ſpielen mit dem Winde und denken nicht an den Tod. Die Bäuerin ſchreitet heran, geſchürzt iſt ihr Rock hoch herauf und hindert ſie nicht an der Arbeit. Sie ſchwingt mit wuchtigem Arm die Senſe, die mächtige ſtarke Frau aus dem Weiberhof, ſchwingt die Senſe gleitend über die Erde mit rauſchendem Flug. Die Halme ſpüren den Schnitt. Die Wunden ſind ſcharf, die ſie ſchlägt, die Bäuerin, und bluten mit weißem Blut. Sie knicken und ſtürzen zur Erde, die wogenden ſtolzen Halme, und trauern.

Und die Magd folgt der Bäuerin, und ihr Schritt folgt dem Schritte der Frau. Sie rafft die Halme zu Bündeln, daß ſie trocknen in der Sonne von dem Blut und den Tränen.

Und wieder eine Magd mit der Senſe, die da tötet, und eine, die die Halme zu Bündeln rafft, daß ſie trocknen, und noch ein paar hinter ihnen. So ſchneiden die Weiber das ſtolze Korn. Ihre Schritte rauſchen in den Stoppeln. Die Arme ſchwingen die Senſen und kennen nicht Schwäche und Raſt. Sie ſchwingen und rafften, daß Ahre um Ahre fällt.

Nicht lange vor Mittag kommt die Kleinmagd drüben vom Hof her gelaufen, dem Weiberhof, wie die Menſchen ihn nennen. Sie läuft mit Eile und haſtigem Atem. Die Kleider flattern im Wind. Er packt ſie und jodelt und wirft ſie empor, und die Haare dazu, die wehen mit wirbelnden Zöpfen. Zu der Bäuerin eilt die Magd, die im Weiberhof den Haushalt beſorgt, und verſchnauft ein paar lechzende Züge. Ihr Antliß glüht rot, es brennt von dem Lauf.

Und die Bäuerin hält inne im Schneiden, ſie muſtert das Mädchen und fragt, was ſie wolle. Und das Mädchen erzählt von dem Bauern, der rief nach ihr, der Bäuerin, ſagt ſie, ich bin gerade am Feuer, und da ruft er, und ich gehe nicht ſofort, und er pläkt und ſchreit, der Bauer, und ſchickt mich zur Frau. Und ich ſage, die Frau auf dem Feld draußen mäht, und da ſchreit er wieder und droht und wird bleich im Geſicht, und ich renne hinaus und zu Euch.

Die Bäuerin aber fährt fort in der Arbeit und ſagt, ſie käme mittags hinein, und ſchneidet wieder mit wuchtigem Arm.

O Frau, ruft das Mädchen, er hat ſo geſchrien nach der Frau, und ich mag alleine nicht zurück.

Da wirft die Bäuerin die Sense hin und spricht von dem Wetter, das drunten am Himmel lauert, und eilt mit der Magd in das Haus zu dem Mann. Der Mann liegt im Bett und in Rissen und wütet: eingefallen sind seine Wangen, dürr seine Hände, zitternd und schwächlich die Finger. Nicht ein Bauer liegt auf der Bettstatt, aber ein Sieher und Krüppel.

Er deutet auf seine Brust, der Krüppel und Weiberhofbauer, dort schmerzt ihn ein stehendes Brennen und frißt seine Kraft. Und die Frau schickt die Magd nach dem Schäfer im Dorf, legt ein kühlendes Tuch um den Mann, sitzt neben ihm und pflegt und paßt auf den Schäfer.

Und der kommt gemächlich, der alte humpelnde Mann mit dem lieben Gesicht voll Güte und Kraft. Er humpelt heran zu dem Kranken, schüttelt das Haupt und fühlt die brennende Brust. Ein Päckchen reicht er der Frau mit Balsam und spricht zu ihr, da sie allein sind, zu der Bäuerin spricht er und hält ihre Hand, daß es endet mit dem Weiberhofbauern, und nicht mehr viel Leben ist in ihm. Dann werden fremde Männer kommen und säen und ernten, und der Weiberhof ist nicht mehr, und im Grab wird er fluchen und wüthen, der Bauer.

Die Bäuerin betrachtet der Schäfer. Da sieht er den Zug im Gesicht, den er nicht gern sieht bei Weibern. Er kehrt wieder zu dem Kranken und spricht von dem Weib, welches gram ist im Antlitz, und der Bauer ist schuld daran, und die Männerarbeit, die sie tun muß, weil er keinen Knecht dingt.

Kein Knecht kommt auf den Hof, schreit der Bauer und schreit, daß man endlich ihn heile, dann braucht er keinen Knecht.

Der Schäfer schüttelt das Haupt, lächelt und spricht zu dem Bauern und seiner Starre und Eigensucht. Er spricht von dem Spott, den man treibt um den Weiberhof . . .

Und die Bäuerin ist auf dem Felde draußen bei der Arbeit. Das Korn fällt durch ihre Hand und Ahre um Ahre. Die Mägde rafften sie zu Bündeln.

Da die Glocke im Dorf Mittag ruft, geht ein Knecht den Feldweg daher zum Weiberhof und näher zu den Frauen und grüßt. Er ist ein mächtiger Knecht und mächtig sind seine Arme und derb die Hände und stählern und mutig das Antlitz. Ein guter Knecht ist er und trägt sein Bündel am Rücken und ist ohne Arbeit und wandert und sucht ein Gedinge.

Und die Bäuerin sieht er und grüßt, und die Mägde sieht er und keinen Knecht und spricht:

He, Bäuerin, was tut Ihr Männerarbeit, die für die Knechte ist?

Wir haben keinen Knecht, sagt die Frau und betrachtet ihn tief.

So, sagt der Mann, Ihr habt keinen Knecht. Aber Ihr gehört in das Haus und nicht an die Sense, und Ihr sollt einen Knecht nehmen für die Sense, denn die Knechte sind ohne Gedinge.

Nein, sagt die Bäuerin und betrachtet den Mann, der Bauer nimmt keinen Knecht, schon viele Jahre nimmt er keinen, und der Hof heißt Weiberhof hier herum.

Und er hört sie, der Knecht, und spricht:

So soll er mich dinge, der Bauer, und ich will Männerarbeit tun, weil ich Knecht bin, und Ihr seid Weiber und habt Eure Arbeit.

Und der Knecht wendet sich und schreitet dem Hof zu, der da heißt Weiberhof, und hört, wie die Bäuerin ihn ruft, und schaut nach ihr.

Das Weib aber wendet den gierigen Blick und schleudert die Sense mit doppelter Kraft und denkt nicht an Mittag und nur an den Fremden und schwingt mächtig die Sense und flieht zu der Arbeit . . .

Der Knecht spricht für sich. In den Weiberhof geht er und denkt an die Bäuerin und versteht ihre Augen und gelangt in den Hof. Dort trifft er die Kleinmagd, die schleppt einen dampfenden Topf und blickt zu ihm und sagt:

Wir nehmen keinen Knecht.

So, sagt der Mann.

Ja, antwortet das Mädchen.

Ihr nehmt keinen Knecht, sagst du.

Nein, und der Bauer jagt dich davon, sagt das Mädchen und geht in das Haus.

Und der Knecht folgt ihr.

Und im Haus hört er die Stimme des Schäfers. Der Alte ist noch bei dem Kranken und spricht zu ihm; der Knecht tritt ins Zimmer und sagt zu dem Bauern:

Die Knechte sind ohne Brot, und die Weiber laßt Ihr ihre Arbeit tun. Ihr sollt mich dinge, daß ich mähe, und die Weiber sollen das Korn raffen.

Der Bauer hört ihn und schreit, es käme kein Knecht auf den Hof, und er zetert und wütet und spricht zu dem Schäfer, daß er gesund werde in einigen Tagen, um zu mähen, und zum Knecht, daß er gehe.

Der Knecht bleibt und redet fort, er möge ihn für die Ernte nur dinge, um im Winter zu gehen, wann der Bauer gesund sei.

Und der Bauer streitet, der Schäfer hilft dem Knecht in dem Streit und redet gleich ihm, und der Knecht bleibt am Hofe.

Der Bauer schreit wütend und schickt ihn aufs Feld; denn das Weib soll ins Haus und nicht bei dem Knecht sein.

Und der Knecht geht den Feldweg zurück, den er kam, und das Weib spricht zu ihm:

So gehst du wieder?

Der Knecht hört sie und antwortet:

Nein, Frau, ich bin gedungen für die Ernte. Ihr sollt ins Haus, spricht der Bauer.

So, sagt das Weib, bleibst du bei mir?

Da die Mägde lauschen, redet sie schnell:

Geht und schneide das Korn.

Sie eilt in das Haus.

Abend ist es und schwere Wolken ziehen am Himmel herauf und wälzen sich über die Felder und schaffen Schwäche und Furcht. Und die Luft ist schwül und leidet, und die Blätter flehen um Wasser und die Tiere um Röhle und die Menschen um Gnade und Schirm.

Und die Bäuerin im Haus pflegt den Kranken und spricht:

Das Korn kommt nicht los vor dem Wetter, eine Sense will ich nehmen und helfen.

Nein, ruft der Bauer, du gehst nicht zum Knecht, und er schreit und hört, wie sie sagt:

Unser Korn verdirbt.

Und sieht, wie sie geht mit der Sense.

Und der Knecht gewahrt sie, die Frau, die da kommt mit der Sense, und spricht:

Ihr kommt uns zu Hilfe, Frau?

Ja, sagt die Bäuerin, das Korn muß los vor dem Wetter.

Und drohend wird der Himmel. Sturm fegt über das Land. Wolken bersten und schleudern herab mit Flammen und Krach. Und da das Wasser herniederbraust, steht in festen Puppen beisammen das Korn. Die Ähren verbergen sich tief in dem Stroh, und die Wasser schaden ihnen nicht.

Die Fluten wühlen im Boden und umschäumen die Schnitter und reißen an ihren Gewändern und Leibern; die Menschen eilen über brodelnde Erde und beten und hasten; und die Bäuerin stürzt in dem Sumpf, und sie schreit; und der Knecht schlingt um sie die mächtigen Arme und trägt sie.

Und als tief die Nacht atmet, erwacht der Weiberhofbauer.

Er tastet um sich und fühlt eine Leere und tastet im Bett seines Weibes, und das Bett ist leer.

Ein Fluch dringt aus seinem Mund. Sein Antlitz verzerrt sich. All seinen Willen reißt er zusammen und all seine Kraft, und seht, er richtet sich auf, der Sieche und Krüppel, aus den Rissen und ringt sich empor und heraus aus dem Bett und lang den Flur zu der Kammer des Knechtes.

Die Tür reißt er auf und brüllt durch den Raum, sterbende Kraft schreit er heraus und jagt den Knecht von dem Hof und schreit nach dem Weib . . . Dann atmet sein Körper nicht mehr.

Ein Laut klirrt in der Stille. Aus der Bäuerin kommt er und spricht von Entsetzen. Das Weib ringt sich los von dem Knecht und stürzt zu dem Mann. Sie faßt seinen reglosen Leib und trägt ihn zurück zu der Bettstatt, kleidet sich hastig und pflegt dann den Kranken.

Bis zum Morgen weicht sie nicht von ihm und weicht sich der Pflege und denkt nicht an Essen und Trunk und harret nur ganz still. Der Schäfer kommt wieder, der alte gütige, und humpelt herzu und schüttelt noch stärker das Haupt und spricht zu dem Weib:

Es ist aus mit dem Weiberhofbauern.

Das Weib glaubt ihm nicht, klagt still und fleht, und der Alte greift ihre Hand und legt sie zum Arme des Toten. Da spürt sie die Kälte und Starre und glaubt. Sie schreit und jammert und wirft sich voll Schmerz an das Bett und liegt dort, und Weiber des Dorfes erscheinen und helfen ihr jammern und beten den Tag und die folgende Nacht.

Die Stunden verrinnen. In der Erde ruht der Bauer. Der Weiberhof ist nicht mehr, und herrliche Sonne strahlt auf das Feld und das Korn, und gelb ist das Korn und üppig und reif, und ein Wagen fährt über den Schlag und von Bündel zu Bündel und wird höher und höher von Garben. Und oben steht kraftvoll die Bäuerin, geschürzt ist ihr Rock hoch herauf und hindert sie nicht an der Arbeit, die mächtige starke Frau. Sie läßt die goldenen Halme, die der Knecht ihr heraufreicht.



Bergfrühling

Haft du die Birke angesehen?
Sie steht im Saft und leuchtet schon.
Im Walde wächst so urvertraut
Ein neuer Ton, ein starker Laut:
Die Wasser find'z, die talwärts gehn.

Die weißen Polster schwinden sacht.
Zum erstenmal nach banger Haft
Küßt goldentwarmer Sonnenmund
Den kieselbraunen Bachesgrund.
Und spürst du, wie der Wald erwacht?

Die harte Schneelast träuft und sinkt,
Schon wiegt sich leichtes Wipfelgrün.
Und dort die Tannenkindertwelt,
Wie sie die Händchen spreizt und hält,
Drin bunt der Tau der Freude blinzt.

Erlösung haucht aus blauem Rund
Auf Berggewänd und Wiesental.
Nun wähet's nicht lang, o, nimmer lang —
Da blüht mit Blumenglockenlang
Der Himmel aus dem Erdengrund!

Dora Bötti Krefschmer

Vater Binner

Wenn ich an den Vater Binner denke, da steigt gleich ein ganzer Haufen Erinnerungen an meine Kindheit und Jugendzeit vor meinem Gemüt auf, denn Vater Binner gehört dazu. Der war nämlich immer da, wenn man ihn brauchte, mochte es zur Gartenarbeit sein, oder wenn im Backofen zum Brotbacken gefeuert werden sollte, oder wenn im Winter Bahn gemacht werden mußte, oder wenn sonst was nötig war, was, wie er sagte, in sein Revier paßte.

Aber so war er auch allen Menschen gefällig, wenn es ihm irgend seine Zeit erlaubte, denn er hatte selbst ein Häusel mit einem Garten und ein paar Morgen Acker, was er sich mit der Mutter, wie er seine Frau nannte, selber besorgte. Von früh bis spät war er fleißig. Er vertrat, wenn es nötig war, den Nachtwächter, ging zu den Bauern „hauen“, nämlich Gras mähen, denn damals gab es noch keine Mähmaschinen, kurz, er war in seiner großen Menschenfreundlichkeit das Faktotum vom ganzen Dorfe.

Er hatte einen ausgesprochenen Sinn für die Natur. Oftmals sagte er: „Aee, woas sein die Städter tumm, doß se die schinnen Summermurgan a su verschlofen; die sellden amol frieh im a dreie mit mir uf dar Wiese sein, wenn die Sonne ufgieht!“ Und dann beschrieb er den Sonnenaufgang so anschaulich, daß man ihm gern zuhörte.

Er war aber auch tief religiös, wie er überhaupt Gemüts- und Gefühlsmensch durchaus war, ohne unmännlich zu sein. An einem Sonntagnachmittag kam ich dazu, wie er im „Stübel“ der Mutter die Predigt vorlas. Die Mutter nickte manchmal ein wenig darüber ein, aber sie verlor den Faden doch nicht ganz, und am Schlusse sagte sie:

„Ar hot's wieder siehr schiene ausgeliat.“ Damit meinte sie den Verfasser der Predigt.

Nun fing mit einemmal der Vater an:

„Mutter, hinte ieber acht Tage giehn mer zum heiligen Obendmoahl, und doß de mer do nich wieder oafängst, wenn und is stiebt a Wölkel am Himmel: Is werd wull rann. Mer mechta wull derheeme blein. Denn asu machst du's jedesmoal. A Montig fängste oa: Uf a Sunntig gieh iech ei de Kerche, und a su giehts die ganze Wuche. Wenn aber dar Sunntig do iehs, do sprichste: Is werd wull rann, und do giehste wieder nich.“

Die Mutter versprach nun, daß sie es diesmal nicht so machen wollte, und der einzige Sohn und die einzige Tochter sollten natürlich auch mitgehen. Nun kam der Sonntag und es stand kein einziges Wölkchen am Himmel, aber die Sonne meinte es schon am frühen Morgen sehr gut. Vater Binner und seine Familie machten sich nun auf zur Kirche, zu der sie eine reichliche halbe Stunde zu gehen hatten. Alle gingen mit nüchternem Magen, denn schon im Elternhause vom Vater war es Sitte gewesen, vor dem Genuß des Heiligen

Abendmahls nichts zu sich zu nehmen. Das hätte wohl auch nichts geschadet, wenn nur der Sohn nicht zur Ohnmacht geneigt hätte. Nun kamen sie in die volle Kirche und nach der heiligen Handlung blieben sie selbstverständlich zur folgenden Predigt da. Sie konnten aber nicht beisammensitzen. Jeder saß in einer anderen Bank und der Sohn mußte gar stehen. Auf einmal sieht die Mutter Binner den Vater aufstehen, und wie es schien, kam er jemanden zu Hilfe. Sie konnte es aber nicht sehen, daß ihr Sohn ohnmächtig geworden war. Nach Schluß des Gottesdienstes fand sich das Ehepaar vor der Kirche wieder zusammen, denn als der Sohn wieder zu sich gekommen war, hatte sich der Vater wieder auf seinen Platz gesetzt. Und nun fing die Mutter an:

„Is wurde wull a Mensch krank ei dar Kirche?“

„Nu ju, Mutter.“

„Jech sah diech ufstiehn, und do woarste wull wieder gutt zum Halsen?“

„Nu ju, Mutter, doas ihs ju Christenpflicht.“

„Doas ihs eigoal. Immer possa se, bis du kummt. Nu, war woars denn doh?“

„Nu, Mutter, kannst a nie?“

„Wu sull iech n denn har kenn?“

„Nu, Mutter, iech dächte gleisewull, du mißt a kenn.“

„Ne, iech kann a nie. War woarsch denn?“

„Nu, Mutter, is woar ju dei Suh.“

„Inse August?“

„Nu ju, Mutter. Und siste, iech hätt n nie alleene ufhiäba kinn, wenn und is hätte mer a andrer nie gehulfen.“

Solche und ähnliche Sachen mußte sich die Mutter, die sonst auch eine ganz gute, brave Frau war, manchmal zur Lehre nehmen.

Im Kriege 1870/71 hob meine Mutter dem Vater Binner immer die Zeitungen mit den Kriegsnachrichten auf. Da saß er dann in unserer Küche und las uns Zeile für Zeile vor, was wir bereits fast auswendig konnten. Da kam es vor, daß er plötzlich die Zeitung weglegte und zu schluchzen anfing: „Is nißt wetter nißchte, iech muß flenn“, sagte er. „Menner Mutter gings eben a su. Wenn se die Leidensgeschichte vum Herrn Christus loas, und se koam bis zur Kreuzigung, do muß se flenn. Na, und dar Oppel fällt nie weit vum Stomme.“

Auch für Poesie hatte Vater Binner Sinn. Einmal sagte er:

„Wenn mer doch amol a Mensch a Gedichte vürläse, wu olles drin vürkummt.“ Ich fing darauf an, ihm das Lied von der Glocke vorzulesen. Manchmal machte ich eine Pause, weil ich glaubte, es könnte ihm zu lange dauern, aber nein, nein: „Lesen se ock wetter.“

Mit Andacht hörte er zu, und als ich zu Ende war, meinte er:

„Dar Moan, dar doas Gedichte gemacht hot, dar hot aber reene nische vergassen, aber iech hätte die Slocke anderscher gebissen.“

„Wie denn sonst?“ fragte ich.

„Nu roata se amol.“

Ich nannte nun alle Namen, die ihm dafür verständlich sein konnten, traf aber nie den richtigen, bis ich ihn endlich bat, ihn mir zu sagen.

„Friederikus Rex“ sagte er zu meinem Erstaunen. Vater Binner war nämlich ein großer Verehrer vom „Alten Fritz“ und bedauerte immer, daß er nicht zu dessen Zeit gelebt hatte. Als ich ihm einmal erwiderte, daß wir doch jetzt statt Friedrich dem Großen Wilhelm den Großen hätten, meinte er:

„Se hoan recht. Inse aler Kaiser ihs a Regente, wie ar sein muß, um inse Woaterland gruß zu machen, und iech hoa och mem Subne gesoat, als ar vurm Joahre bei a Suldoate eigetreta woar: „Nu, du junger Pursesche, nu halte dam Kaiser die Treue, die de ihm zugeschworen huff.“

Uebrigens war Vater Binner stolz, daß er sich „Friederikus Rex“ gemerkt hatte. „Is ihs a lateinisches Wirt“, sagte er wichtig. „Na, iech kennde och noch meh vu dar Sproache ei menn Kupp brenga. Ma kann ju o nich wissa, ob's nie noch amol derzune kummt.“

Wie es zugehen sollte, daß Vater Binner noch einmal die lateinische Sprache lernen würde, war uns freilich unerfindlich.

Eine kleine Schärfe im Urteil über andere war ihm eigen, die aber meistens das richtige traf, wie er überhaupt ein Menschenkenner war und einen Überblick über vieles hatte, den man ihm gar nicht zugetraut hätte.

Einmal hatte ihm der Diener vom Schlosse eine große Festlichkeit beschrieben, die dort stattgefunden hatte. Das mußte er uns nun berichten, und als ich zu ihm sagte: „Selt, Vater Binner, bei so was möchten wir auch einmal sein?“ da wehrte er ab: „Ne, ne, do wär ju inserees dar Hansenorre.“

Wenn bei uns eine Geburtstagsfeier oder sonst eine Festlichkeit stattfand und er war gerade in unserem Garten beschäftigt, da nötigten wir ihn wohl, auch mal reinzukommen, denn jeder reichte ihm gern die Hand aber auch damit kamen wir nicht an.

„Nee, nee“, sagte er. „Heut ihs dervurne bei Ihna kee Heil“, und wir mußten abziehen.

Als wir, nachdem mein Vater in den Ruhestand getreten war, in die Stadt gezogen waren, blieb uns unser Vater Binner doch treu und half uns bei der Arbeit in unserem großen Garten. In dem Hause meiner Eltern wohnte ein Major a. D., der sich in liebenswürdiger Weise für alles interessierte, was uns betraf, selbst für unsere große Kasse, die sich mit ihren neun Rätzchen das Wochenbett auf seinem Heuboden eingerichtet hatte. Da gab es nun großes Entzücken über einen solchen Zuwachs, und der Herr Major fragte meinen Vater, was er nun mit den neun Rätzchen machen würde. Darauf

erhielt er den Bescheid, daß zwei fürs erste der Alten gelassen würden, zwei wären an Bekannte versprochen und die anderen müßten ersäuft werden. Entsetzt rief der Herr Major:

„Aber Herr S., Sie werden doch die Rätzchen nicht ersäufen lassen!“ Und wie mein lieber Vater fragte: „Ja, was soll ich denn mit ihnen machen? Ich kann doch nicht alle groß füttern?“ Da meinte der Herr Major: „Sie haben doch hier einen großen Graspargen, da finden die Rätzchen doch genug Futter.“ Vater Binner stand ein Stück davon weg, hatte aber alles gehört und trat dann starr vor Verwunderung zu meinem Vater mit den Worten:

„Aee, nu lust mich ock zu Ruh. Jeber dan Monn muß ma sich ja bluszig wundern. Dar spricht, die Katzen können Graß fressen!“*)

Er sprach es in breitem Hochdeutsch dem Herrn Major nach, und um die Wirkung zu erhöhen, stieß er dabei, wie immer, wenn er hochdeutsch sprach, so viel wie möglich mit der Zunge an. Oftmals verbesserte er sich auch selbst. Zum Beispiel sagte er: „Ich muß Pittersilie — Petersilie — bringen“, oder „Ich hoa drei Zentner Zwibbeln — Zwiebeln — verkauft.“ Aber nie habe ich aus seinem Munde einen Fluch oder ein Schimpfwort gehört, auch nie einen unpassenden Wit. Nie habe ich ihn betrunken gesehen. Still und zufrieden machte er seine Arbeit, und seine Ehrlichkeit war sprichwörtlich geworden.

So ging das Jahr für Jahr. Da kam ganz unerwartet die Trauernachricht, daß die Mutter Binner einen Schlaganfall gehabt habe und zwei Tage später gestorben sei. Damit fing die schwere Lebenszeit für den Vater an. Die Tochter hatte sich nach Oberschlesien verheiratet und der Sohn übernahm das Häuschen der Eltern mit allem, was dazu gehörte. Alles war in bestem Zustande, denn die alten Binnerleute hatten in Mühe, Arbeit und Entbehrung alles zusammengehalten, aber der Sohn dachte anders als der Vater. Er hatte wohl auch Unglück gehabt. Das Häusel wurde verschuldet, und der arme Vater, der natürlich bei ihm wohnte, mußte darben.

„Ich kann mer nie meh an blooe Scherze koofen“, klagte er, als ich ihn einmal besuchte. So viel wie möglich wurde er ja von allen unterstützt, denen er früher gefällig gewesen war, aber das konnte niemand verhindern, daß er zuletzt geisteschwach wurde, bis ihn der Tod erlöste.

So endete ein Leben, das von schlichter Frömmigkeit, großer Herzengüte und ungeheuchelter Treue erfüllt war.

Anna Rebs

*) Muß mit starkem Anstoßen der Zunge ausgesprochen werden.

Von vielerlei Dienst

Was du auch tust, du werkgebeugter Bruder,
welch Arbeit auch die Schwielen deiner Hand gebracht,
ob eines Lastkahns starkes Ruder,
ob schwerer Schlag im schwarzen Schacht,
ob Blut und Ruß vom Eisenwerk dich plagen,
ob du den Tag am Webstuhl stehst,
ob Kinder dich unendlich vieles fragen,
du hinter Pferd und Pfluge gehst,
du dienst, o Bruder, wie wir alle,
in Demut doch dem einen Reich,
du bist der Pfeiler einer für den Bau der Halle,
von allen anders, allen andern gleich.

Erich Otto Funf

Erde

In Stiefeln stampft der Bauer übers Feld,
Der Same hochzeitlich zur Erde fällt;
Der Acker klebt am Schuh.

Und spähend schaut der Wanderer nach Licht,
Sturmwind und Wetter ums Gesicht;
Der Acker klebt am Schuh.

Zum Friedhof führt ein wilder Park,
Die Träger keuchen unterm Sarg;
Der Acker klebt am Schuh.

Friedrich Hartau - Esel

Zu Ehren schlesischer Dichtung

Ansprache bei der studentischen Morgenfeier im Musiksaal der Universität
am 13. April 1935, gehalten von Eugen Kühnemann*)

Wir haben die akademische Jugend Breslaus zu einer Feierstunde für schlesische Dichtung in diesen schönsten Saal der Universität geladen. Das größte Unglück, das je über die Welt kam, das Verbrechen von Versailles, hat die Stellung Schlesiens von Grund aus verändert. Vor 1914 war es als die Brücke zwischen den beiden Kaiserreichen sich kaum bewußt, daß es ein Grenzland war. Es war vielmehr die Klammer in dem Gesamtreich der beiden Kaiser, das als die Vormacht des Deutschtums Mitteleuropa beherrschte. Jetzt ist es der vorgestreckte Finger Deutschlands zwischen zwei neuen Staaten, in sich selbst durch eine nie heilende Wunde zerfetzt, der vorgestreckte Finger der deutschen Verwundbarkeit. Zugleich aber ist es nun erst der Gesamtheit der Deutschen ein Teil ihres eigenen Lebens geworden. Wenn vor dem Kriege so mancher Westdeutsche sich Schlesien wie ein Stück fernes Morgenland dachte, so strömt die deutsche Liebe jetzt mit besonderem Eifer zu dieser Stätte der Gefahr und Bedrohlichkeit. Jene Vereinigungen deutscher Berufsgenossen, in deren Zusammenkünften sich der neue Volkskörper der Deutschen aufbaute, bis der gewaltige Strom des Nationalsozialismus dies alles in einen einzigen Sturm der Tat zusammenfaßte, suchten mit Vorliebe Breslau und Schlesien auf.

Schlesien, meeresfern hineingebettet wie eine Bucht in den großen Flachlandshang, der vom Ural bis zum Atlantischen Ozean sich hinüberstreckt, bildet für sich eine Insel eigensten Lebens. Es ist wie eine Heimat, die sich in sich selbst versteckt. Ursprünglich germanisches Land, sah es nach dem Fortzug der ersten Besitzer die nachrückenden Slawen nur in den verlassenen Siedelungen. Neues Leben der Kultur kam erst, als die slawischen Fürsten die Deutschen riefen. Sie kamen, Franken vom Rhein, von der Nordsee, Thüringer über Meißen und brachten die Ganzheit deutschen Lebens, der deutsche Ritter, der deutsche Bauer, der deutsche Bürger, der deutsche Mönch. Sie brachten das überlegene handwerkliche und ackerwirtschaftliche Können, brachten den freieren Lebenssinn, ihr Recht und gründeten die deutschen Städte. Träger eines eigenen weltgeschichtlichen Geschicks sind sie nie gewesen. Wenn im Nordosten der deutsche Orden mit Blut und Eisen ein neues Deutschland schuf, so durchdrangen die deutschen Schlesier friedlich ihr Land. Sie gehörten erst den vielen Teilfürsten, dann Böhmen und mit Böhmen

*) Die Reichsschrifttumskammer veranstaltet über ganz Deutschland hin Ehrentage deutscher Dichtung. Sie sollen die Schaffenden ehren und zugleich anspornen, die, in ihrer Stammlandschaft verwurzelt, lebendiger Ausdruck deutschen Volkstums sind. Sie suchen mit Vorliebe die Anlehnung an die Universitäten, um die akademische Jugend zur Teilnahme und Führung auch in diesem Gebiet deutschen geistigen Lebens aufzurufen. Der Ehrentag schlesischer Dichtung war der dritte in der Reihe. Es konnte bei der kurzen Ansprache nicht darauf ankommen, irgend welche Vollständigkeit zu erstreben, sondern nur darauf, eine gewisse Linie anzudeuten.

Osterreich. Sie wurden der Gegenstand weltgeschichtlicher Entscheidung, als Friedrich der Große im Kampf um Schlesien den Beruf Preußens zur Großmacht und zur künftigen Führung in Deutschland erwies. Er trennte sie vom Süden und zog sie an den Norden heran. Er schuf sich in ihnen die Urzelle des kommenden deutschen Kaiserreichs. Sie nahmen das hin, wie sie die größte wirtschaftliche Wende dulddend hingenommen hatten, als Europa nach der Entdeckung Amerikas aus der Erde zur Welt wurde, und zwar zur Welt der Ozeane, und die Meere an die Stelle der Karawanenstrafen traten, die von Nordwest nach Südost, von Nordost nach Südwest sich in Schlesien kreuzten und Breslau seine Stellung der großen Vermittlerstadt gaben, in der es lange die zweite Stadt Preußens war. An die Krone Preußen waren sie auf ihrem Wege treu gebunden. Hier unterschrieb Friedrich Wilhelm III. den Aufruf an sein Volk. Hier begann die Bewegung, die Europa als ein Reich der freien Volkspersönlichkeiten vor der Erstickung in einem neuen römischen Weltreich Napoleons rettete. Von hier zog der Kronprinz in den Krieg, der die Vorherrschaft Preußens in Deutschland entschied. Schlesien folgte treu dem Weg Preußens zur Größe, die Deutschland hieß.

Immer noch ein Land unermesslicher Wälder über den Gebirgen, Sitz einer gewaltigen Kohlen- und Eisenindustrie in Oberschlesien, armes und reiches Ackerland in Mittel- und Niederschlesien vereint Schlesien alle Ausdrucksformen deutscher Kultur. Es ist nicht wie der Nordosten wesentlich ein Land der Großgrundbesitzer, nicht wie der Nordwesten wesentlich ein Land großer Industrie, die sich einen neuen bürgerlichen Adel schafft. In Schlesien sitzen noch die Magnaten fürstlich über den großen Besitzen, die längst Landwirtschaft und Industrie vereinen, aber neben ihnen ist Raum für unabhängiges Bürgertum, für freie Bauern und für eine weit gebreitetete Arbeiterschaft, ein reiches und ein armes Land, reich in seinen Bodenschätzen, arm in allzu vielen seiner Bewohner. Seinen größten Reichtum besitzt dies Schlesien, das vom Hirten und Jäger über den Bauern, Bürger und Adel alle Mannigfaltigkeiten menschlichen Lebens umfaßt, in seiner Natur. Von den sanften Hügeln bis zu den Schroffen des Hochgebirges strebt es im Riesengebirge, dem schönsten und größten Mittelgebirge Deutschlands, hinauf in die wahrhaft große Natur.

Die schlesische Seele ist das reinste Gewächs aus Blut und Boden. Zu tiefst im Herzen sitzt dem Schlesier die große Heimatliebe. Ihn zieht es nicht in die weiten Fernen, er verliert sich nicht an die Welt. Er liebt das Zuhausesein in aller Traulichkeit des eigensten Lebens. Jeder Schlesier ist Wanderer. Jeder schöne Tag lockt das muntere Völkchen hinaus in die Herrlichkeiten seines Landes. Er atmet erst wahrhaft am Herzen der Natur. Ihm eignet der Zug in die Idylle. Er bringt in sie die frohe Aufgeschlossenheit des harmlosen Genießens, unbefangene Lebenslust blitzt ihm aus den Augen. Überall klingt Gesang, die Freude der Töne quillt im schlesischen Herzen. Wie ihr Land eine Insel des aufs eigenste in sich umschrankten Lebens ist, so sind die Schlesier geboren für das friedlich eingeschränkte Glück. Eine große Herzensfreundlichkeit erleichtert dies frohe Leben miteinander. Es ist ein

altes Wort, daß jeder Schlesier Dichter sei. Man könnte von manchen vielleicht noch besser sagen: sie sind Gedichte. Die Gestalten des Jean Paul könnten sich im schlesischen Lande heimisch fühlen, sie leben in ihm fort. So sagt Gustav Freytag, der es wissen mußte: „Nur unsichere Ahnungen hatte man früher in der Außenwelt von dem schlesischen Gemüt: dem allerliebsten Gemisch von polnischer Lebhaftigkeit und alt-sächsischer Bedächtigkeit, von gutmütiger Einfalt und kalkulierendem Scharfsinn, von sentimentaler Weichheit und reflektierender Ironie, von lauter Fröhlichkeit und andächtigem Ernst. — Alles, was man auf Erden nur werden kann, wird der Schlesier mit Leichtigkeit. Am liebsten wird er allerdings Poet, weil ihm das die Einseitigkeit erspart, irgend etwas Spezielles zu werden.“

Sagt es nicht so viel, daß noch mitten in dem Grauen des Dreißigjährigen Krieges die schlesische Seele als die erste in Deutschland wieder den Mut zu neuen Liedern fand? Wohl war Martin Opitz ein geringer Poet. Das dicke Gewand der Schulmeisterei, das ihn einhüllt, macht ihn ungenießbar für eine befreite Zeit. Aber seine Tage fanden in diesen Idyllen ohne Wahrheit, in diesen Liebesliedern ohne Liebe, in diesen Trinkliedern ohne Wein, was ihnen genügte. Hoffmann von Hoffmanswaldau, Caspar Lohenstein gaben doch nach dem Maße ihrer Zeit Schlesien und Deutschland große Schriftsteller. Die eigentümliche Mischung von sinnlicher Üppigkeit und einem Hang zur Grausamkeit mag sogar dennoch etwas Schlesisches sein, jedenfalls kehrt sie noch in Hauptmanns „Hannele“ genau so wieder. Ueber sie alle erhob sich Andreas Gryphius, ein Mann, vom Geschick verfolgt, geschlagen und geschunden, der wußte, was er kündete, wenn er das Grauen des Lebens zum Gegenstande seiner Tragödien nahm. Sie haben einen Zug von großer Dichtung, immer noch im Hange zu den Entsetzlichkeiten. Aber auch der schlesische Humor lebt in seinen Grotesken und Komödien, und am unmittelbarsten berührt er unser Herz in der schalkhaften Echtheit und Traulichkeit seiner „Verliebten Dornrose“, die zum erstenmal vor der großen Welt die schlesische Mundart spricht. Gewiß — Gryphius ist kein Shakespeare, er ist nach einem guten Wort, was nach dem Dreißigjährigen Kriege in Deutschland von einem Shakespeare noch möglich blieb. Die letzten Höhen und Tiefen sind ja vielleicht dem leichten, nachgiebigen Volk versagt. Oder sie waren ihm bisher versagt. Denn niemand vermag zu sagen, was die Zukunft noch aus dem Schlesier machen will. Aber nicht versagt sind ihm die großen Innigkeiten. Nicht versagt ist ihm der Mut, sich selber auszusprechen in aller Wahrheit seines Seins. In Christian Günther zuerst sang diese Wahrheit der Innerlichkeit rücksichtslose Offenheit. Er gibt sich selbst in seinem Lied, längst ehe der Sturm und Drang das Selbst als den Quell der aus dem Inneren strömenden Dichtung entdeckte. Es ist ein armes Selbst, schwach, haltlos, zerrissen, dem nach dem ewigen Wort sein Leben und sein Dichten zerrann, aber es steht in seiner Wahrheit nackt vor Gott mit jener Aufrichtigkeit, die das Herz bewegt. Und wenn die Mehrzahl dieser Gedichte zur Gelegenheitsdichtung gehört, so streift gar manches davon bereits jenen Sinn, in dem Goethe seine gesamte Dichtung Gelegenheitsdichtung nennt, insofern sie aus dem unmittelbaren Leben fließt und darum

Leben atmet. Und Bedeutsameres noch als die großen Innigkeiten ist der schlesischen Seele gegeben. Sie sucht und findet die letzten Tiefen, in denen Gott als der ewige Urgrund das All bedeutet. Immer gab es in Schlesien die tapferen Gottesstreiter. Görlitz gehört zwar erst seit 1815 zu Schlesien. Aber als Stadt der Lausitz rechnet man es ja doch im weiteren Sinne zum schlesischen Lebensraum. Es mußte zu Schlesien kommen. Denn Jacob Böhme konnte nur ein Schlesier sein, der grübelnde Mann aus dem Volke mit der unbefangenen Herzenserschlossenheit vor der großen Welt des Geistes, mit dem kindhaften Staunen vor der geheimnisinnigen Welt, dessen Herz nicht ruht, bis Gott ihm sein letztes Geheimnis sagt. Wenn Angelus Silesius sein Büchlein gottesinniger Mystik den „Cherubinischen Wandersmann“ nennt, so spricht der Schlesier, dem Wandern im Blute liegt. Nur durchwandert er nicht die Herrlichkeiten schlesischen Landes, sondern die Landschaft der Seele, von der der alte Heraklit sagte: „Du wirst der Seele Grenzen nicht ausfinden, und durchliefst du auch den ganzen Weg“, denn Seele ist Unendlichkeit, ihre Unendlichkeit aber ist Gott. Die Gotthastigkeit, die Gottverbundenheit der Seele fand in Angelus Silesius den entschlossensten, den kühnsten, den verwegensten Ausdruck.

Unter denen, die die deutsche Dichtung zum Gipfel führten, ist kein Schlesier, wenn man nicht den Lausitzer Lessing zu den Schlesiern zählen will. Als die Vorarbeit genialer Wissenschaftlichkeit fast ausschließlich von ostdeutschen Männern geleistet war, sproß die Blume der Vollendung in dem Franken Goethe, in dem Schwaben Schiller aus dem Boden empor, der schon in römischer Zeit Kultur getragen hatte. Die Romantik aber mit ihrer Andacht zu den Zeugen deutscher Vorzeit, mit ihrer Trunkenboldigkeit des Gefühls in Natur und seelischer Weite und Ungebundenheit mußte in der schlesischen Seele ein eigenes Spiegelbild finden. Einen größeren Sänger von Wald, Gebirg und Tal, von Wandern und Wanderlust, von Wehmut und Sehnsucht, von Liebe, seliger und sterbender Liebe als unseren Eichendorff gibt es nicht. Nur mit der deutschen Sprache selber können diese Lieder verklungen, ja, wenn die deutsche Sprache verklungen ist, werden sie noch in der Menschenseele weiter klingen.

Wir treten in das neunzehnte Jahrhundert ein. War das nicht ein Schlesier, dieser Holtei, der ewige Wanderer, eigentlich der ewige Vagant, den es immer wieder in die Ferne trieb und der doch nur in der Heimat den Frieden fand? Diese flatternde Seele, die freilich die Tiefen nicht berührt, aber an den Oberflächen wie ein Schmetterling in bunten Farben glitzert und spielt. Und hin und wieder hebt sich doch ein Augenblick beinahe in die große Dichtung empor, wenn etwa der letzte Komödiant vor dem alten Goethe in seinem Garten kniet und der Finger des Göttergespielen schauernd über das arme, durch den Säbelhieb von Ligny zerfetzte Antlitz streicht. Holtei war des armen August von Goethe bester Freund und so manchesmal Goethes Tischgenosse. Aus schlesischem Rittertum sang der früh vollendete Graf von Strachwitz seine prachtvollen Balladen und den Jörn seines adligen Herzens über die kleine Zeit.

So kommt es, ihr Männer des ewigen Nein,
 So kommts, ihr Tyrannenvertreiber:
 Es wird eine Zeit der Helden sein
 Nach der Zeit der Schreier und Schreiber.
 Bis dahin webt mit Fleiß und List
 Eure Schlingen ineinander;
 Wenn der gordische Knoten fertig ist,
 Schickt Gott den Alexander!

Er hat recht behalten. Den Alexander Bismarck und den Alexander Hitler hat Gott geschickt. Sie haben den gordischen Knoten endlosen Geschwätzes zerhauen und über das tintenlecksende Säkulum ein Zeitalter des Heldentums hinaufgeführt. Verse wie diese, sollten in der Seele jeder Jugend widerklingen, aber vielleicht in keiner so sehr wie in der Jugendseele von heute.

Ein Schlesier brachte zwar nicht den Preis großer Dichtung, aber den des vornehmsten Schriftstellers in Deutschland an unsere Heimat: es war Gustav Freytag. Seine edle und ungeniale Nüchternheit offenbart auch ein Stück bester schlesischer Art. Das Schlesiertum lebt sich in ihm aus als die große Liebe zum Volke. Der Schlesier trägt in sich diese Unbefangenheit, welche die Stände- und Klassenscheidungen nicht kennt, sondern die Gemeinschaft des Volkslebens in allen fühlt. Gustav Freytag war gegeben, die Deutschen sich selbst zu offenbaren als ein einziges großes Gesamtleben, das, immer dasselbe, über die Jahrhunderte hinweg sich entfaltet. In den Bildern von Einzelschicksalen und daher in unmittelbarster Lebensnähe führt er den Gesang der Deutschheit von den Urzeiten bis zur Gegenwart herauf und macht die Deutschen bewußt ihrer Stärken und Schwächen aus jener tiefen Liebe heraus, die das Volk vollendet sehen möchte in all seiner Größe. Er hat in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ dem deutschen Volke ein Hausbuch ohnegleichen geschenkt. Aber auch seine Dichtung, soweit sie Erzählung ist, lebt von dieser Volksliebe. Er sucht das Volk, wo es zu finden ist, in seiner Arbeit, und gibt uns in „Soll und Haben“ jene urwüchsigen Gestalten der Packer, die freilich von der sozialen Frage in unserem Sinne noch nichts wissen, jene stolzen Handelsherren im Auf und Ab des wechselvollen Glücks, den leise brüchigen Adel, die Bedrohung der Volksgesundheit durch jüdische Verschmitztheit, jüdische Abgefemtheit, die Vormachtstellung gegen die Polen. Er singt in den „Ahnen“ noch einmal das Gesamtlied vom deutschen Volksworden. Wir rechnen auch Felix Dahn uns zu, der freilich kein Schlesier war, aber bei uns die wahre und endgültige Heimat fand, auch er der Sänger deutscher Volkheit, aber ganz im urgermanischen heldischen Sinne, dessen Balladen hoffentlich noch lange deutsches Jungvolk zu deutscher Volkheit erwecken.

Wir stehen in der Gegenwart, die dem Geschlecht derer von heute schon wieder jüngste, ach, wie ferne Vergangenheit ist, bei der Gegenwart derer, die nun alt sind. Diese Gegenwart hat Schlesien vor Deutschland wie keine frühere im Reich der Dichtung erhöht. Der erste Dichter der Zeit war ein Schlesier,

Gerhart Hauptmann. An seinem sechzigsten Geburtstag wurde offenbar, wie sehr ihn das ganze deutsche Volk als die vornehmste Erscheinung im geistigen Leben der deutschen Gegenwart fühlte. Die unaufhaltsam fortrollende Zeit geht auch an ihm nicht vorüber. Aber wir Schlesier können nie und wollen nie vergessen, daß er schlesisches Menschentum in die Weltliteratur eingeführt und die schlesische Sprache um den Erdball getragen hat. Er ist in allen Wurzeln seines Seins der schlesischen Heimat verhaftet. Seine Schöpferkraft wirkt sich nur da in ihrer Fülle aus, wo er die schlesische Seele in ihrer ganzen Unmittelbarkeit reden läßt. Er hat den schlesischen Zug zum Volke in jener letzten Ursprünglichkeit, die die noch ganz urtümliche, aus dumpfen Gewalten lebende Volkheit sucht. In den „Webern“ trat dies zum ersten Male hervor. Sie sind das Lied vom Volke als der noch ganz unerweckten Masse. Keine Zeit wird den Dichtungen Hauptmanns etwas anhaben, in denen er wie in „Rose Bernd“ das Lied vom Mädchen aus dem Volke oder wie in „Fuhrmann Henschel“ das vom Manne aus dem Volke singt. Die Tragik der großen Gestalt liegt darin, daß der Durchbruch in die Welt des Geistes und des geistigen Führertums nie gelingen wollte. Höchstens im Märchen als der Vorform des Geistes klingt etwa wie in dem Spiel „Und Pippa tanzt“ das hohe Lied von der schlesischen Heimat und ihrer Herrlichkeit auf. Und wie sehr ist Michael Hellriegel, der ewige Deutsche, der ewige Schlesier. Aber da ist dann noch Hauptmanns hauptmannischstes, deutschestes und schlesischstes Buch „Emanuel Quint“, der Sang von dem armen Narren in Christo. In ihm spricht das Letzte des Hauptmannischen Seins, und es ist die tiefste Schönheit der schlesischen Seele. Denn diese liegt in der tiefen und unbefangenen Menschlichkeit, in dem liebevollen Einssein mit allem Menschlichen, in einer allertiefsten Rindlichkeit, die die Welt in ihrer Göttlichkeit als Kind empfängt und in allem Menschlichen den Bruder erkennt. Die Tragik griff in Gerharts Leben tief hinein wie in das Leben jedes großen Schaffenden. Sie brach im Verhältnis zu seinem Bruder in die innersten Gemächer seiner Seelenheimat ein. Karl Hauptmann gehört zu den Dichtern, deren wahres Leben endete, als ihr lebendiger Mund verstummte. Denn nur wer ihn gekannt hat, wie dieser lebendige Mund im Kreise vertrauter Freunde sich ergoß, weiß von ihm. Er blickte in sich selbst hinein wie in ein göttliches Wunder, in die Quellen geheimnisvoller Schöpfergewalten, ein ewiges Kind sich selber und den andern. Es ist die Silesius-, die Jacob Böhme=Seele, die neue Töne sucht. Eine unendlich reiche Seele verschenkt sich in die Welt der Heimat. Wenn es den Dichter macht, daß seine Seele Welt wird, so will bei Karl Hauptmann die Verwandlung der Seele in die Welt nicht voll gelingen. Das dichterische Gemüt überwiegt den Gestalter. Und nun ist der Kranz der großen erzählenden Dichtung im vollen Sinne der Epik zuletzt noch an die Schlesier gekommen in Hermann Stehr, der uns anwesend diese Stunde weihet und dem wir nun ins Angesicht sagen müssen, wie wir ihn ehrfürchtig lieben. Noch lange werden Menschen träumen im Banne dieser wunderbaren Welt, die aus tausend Schmerzen sich gebar in der ganzen Umfänglichkeit der schlesischen Seele. Das Gottsuchertum ist ihr Erstes und Letztes. Wir suchen ein Bild

für sie, das ihre Größe in ihrem Eigensten andeutet. Wir blicken empor zu dem gewaltigen Wolkengeschlebe über dem weiten Himmel. In den Wolken braut immer Gewitter, zuweilen durchleuchtet die Sonne das Ganze, zuweilen vergoldet sie die Ränder. Unter den Wolken ahnt man ein weites, reiches Land. Aber das ahnt man nur, man sieht es nicht.

Wir gehen nicht auf die Lebenden ein, die jetzt die Strebenden sind. Wir könnten ja den einzelnen nicht hervorheben, ohne andere, die auch einzelne sind, zu verletzen. Aber sie alle sollen wissen, daß ihnen unsere ganze Liebe gehört und daß wir Großes von ihnen erwarten. Gerhart und¹ Karl Hauptmann sind recht noch Dichter der deutschen Unfertigkeit. Wir haben den großen Schritt in eine neue Zeit getan, deren Sinn und Aufgabe ist, mit der deutschen Unfertigkeit ein Ende zu machen. Was Schiller in der „Jungfrau von Orleans“ dichtete, ist unter uns Wahrheit geworden. Der Gottgesandte erschien, dessen Seele, Religion und Frömmigkeit der Glaube an das Vaterland ist. Es ist der Glaube, der Wunder tut. Es ist das Wunder der Volkwerdung, das er wirkt. Die Zeit erlebt ein Schauspiel ohnegleichen, die Selbstschöpfung eines großen Volkes. Deutsch ist es, daß die eben sich erschaffende Seele dieses Volkes sogleich den Ruf der Sehnsucht nach einer neuen, wahrhaften Dichtung erhebt. Es ist ein Nachhall jener großen Tage, in der die Griechenheit den größten Schöpfergeistern der Weg zur Deutschheit wurde. Was die Griechen erlebten, da sie Europa gegen den Orient gerettet hatten, soll uns geschehen. Hohe Kunst soll der Spiegel für das neue, hohe deutsche Leben sein. Deutschland war erst Geist und hieß Goethe, Kant, Beethoven. Es ward dann Staat und hieß Bismarck. Nun will es Volk werden. Wir stehen im ersten Anfang unserer wahren Volksgeschichte. In den großen Dichtern offenbart sich dem Volk das Innerste seiner Seele. Homer war jenes Leben ewiger Kindhaftigkeit unter weitem, blauem Südhimmel, in dem das Kinderauge die Götter leibhaftig unter den Menschen wandeln sah und Götter und Menschen daselbe Geschlecht waren. Dante war der neue Geist Italiens, der neue Weltgedanke vom Weltreich der Christenheit und der neuen Seele, die aus schweren Irrungen durch Läuterung zur Vollendung strebt. Goethes „Faust“ war der deutsche Geist, der unmittelbar und ursprünglich durch schweres Irren den Sinn des Lebens im Unbedingten sucht. Sollen wir nicht unseres Genius in der Dichtung harren, da wir eben erst uns als Volk im höchsten Sinne des Wortes erleben? Wenn er kommt, wird er kommen als die große Überraschung, die all unser Sehnen löst, indem sie erfüllt, was wir alle wollten und wußten es nicht. Deutschland aber ist eine Menschheit in sich selber, eine Fülle der Stimmen, die zusammen den Chor der Deutschheit bilden. Möge die schlesische Stimme vernehmlich darin erklingen. Friedrich der Große sah in Schlesien den Edelstein an seiner Krone. So haben es die weiteren preussischen Könige getan. Möge schlesische Poesie der Edelstein sein an der Krone der neuen deutschen Dichtung, die wir erwarten, und die uns den Geist offenbaren soll, der der Geist des neuen deutschen Lebens ist.

*

Meine Erinnerungen an Robert Vogho

Von Marie Louise Beder

Es war im Jahre 1900, als ich junge Studentin aus Berlin, die Soeben im Auftrage einer Stuttgarter Zeitschriften-Firma die Pariser Weltausstellung abgerackert hatte — insbesondere als Spezialistin für Kunstgewerbe, Volkskunde und Illustrationen — zur Erholung nach Warmbrunn kam. Ich hatte die Kataloge der Lipperheideschen Sammlung alter Kostüme und Spitzen und Stickereien herausgegeben. (Damals die größte derartige Sammlung der Welt in dieser Art.) Auf Grund meiner wissenschaftlichen Arbeiten wurde ich von der Berliner Universität vom Abitur befreit und zum Studium zugelassen. Volkskunde war in jener Zeit noch eine seltene Wissenschaft. Es verstanden nicht allzu viele etwas von ihr. Die Weltausstellung, die die Volkskunst der allerverschiedensten Länder und Rassen zur verständnisvoll geordneten Schau brachte, war mir eine große Fortbildung gewesen. Während in Österreich-Ungarn auf diesem Gebiete schon viel geleistet wurde — allerdings nicht immer ganz objektiv, sondern meist mit einem kleinen höflichen Blickäugeln auf die verschiedenen Sondereitelkeiten und Sonderinteressen seiner verschiedenen Länder, so war doch hier schon ein wichtiges Bild gegeben. Eine erste Ausstellung schwedischer Volkskunst in Berlin, zu der man mich zu Rate zog, zeigte mir zum ersten Male eine bewußt germanisch erschaute und zusammengestellte Volkskunst.

Schweden war in der Tat das erste Land, das in dieser Richtung und bewußt von seiner Regierung aus die eigentliche alte germanische Volkskunst wiederbelebte, auf ihre Sonderstellung, ihre Symbolik, ihre gewaltige Schönheit aufmerksam machte und die im Volke vorhandenen Muster, Überlieferungen und Talente pfl egte und wieder wachrief.

In Berlin war die geniale Frieda von Lipperheide eine erste gewaltige Sammlerin gewesen. In ihren Bestimmungen aber und ihren Erkenntnissen verließ sie sich leider nicht immer auf ihre richtige Initiative, sondern auf das, was der in diesen Dingen in Berlin verhängnisvollerweise als Autorität angesehene Direktor des Kunstgewerbe-Museums, Prof. Lessing, befand. Er beharrte auf dem Standpunkt, daß alle Kunst aus dem Orient komme. Er vertrat die Ansicht, daß die deutsche Bauernkunst jeder Form- und Farbenharmonie entbehre, und sich eine farbenschöne und formenreiche Bauernkunst nur da feststellen lasse, wo ein Slavenstamm sesshaft geworden oder doch in einem deutschen Stamme aufgegangen sei. Da mich meine Arbeiten an dem Kataloge viel mit Lessing zusammenbrachten, ihm auch ein gewisses Einspruchsrecht zustand, kam ich mehrfach in Konflikte mit ihm. Ich kam immer dann mit ihm in Streit, wenn ich beweisen konnte, daß er Vorten als „slawisch“ im Museum katalogisiert habe, die genau so in Schweden gewirkt würden, und die Runen, Hakenkreuze und anderes mehr zeigten, was mir gegen diese anerkannten Theorien der Berliner Kunstwissenschaft Zweifel brachte. In gleicher Zeit und in der Folge der gleichen Studien

machte ich mich an die Niederschrift meines großen Werkes „Der Tanz“ (Verl. Hermann Seemann Nachfg.). Auch hier war ich zweifelhaft geworden, ob die deutsche Auffassung, die deutschen Volkstänze seien schlechte Nachahmungen der französischen Hofstänze, zu Recht bestünde. Ich behauptete, daß der Weg im Gegentheil der umgekehrte gewesen sei. Eine Ansicht, die mir in Paris auch von französischen Kennern nur bestätigt wurde. In Deutschland aber wurde von allen alten Tanzmeistern des Modekupfer-Zeitalters die falsche Auffassung eifrig nachgebetet.

In solchen Gewissensfragen, in denen ich junges Ding eine ganze Welt von Fachgelehrten gegen mich hatte, kam ich nach Warmbrunn und suchte nun hier die Spuren sowohl der schlesischen Trachten wie der schlesischen Tänze und ihre Zusammenhänge mit den Tänzen, die ich im Sommer vorher bei den Bauern der Soester Börde kennengelernt hatte. Durch den damaligen Bibliothekar der Schaffgotsch'schen Bibliothek, Dr. Kentwig, kam ich zu Robert Cogho, dem ich nun wie keinem anderen diese schwerwiegenden Fragen vorlegen konnte. Cogho lebte damals, wegen der Nervenkrankheit seiner Gattin früh pensioniert, in einer grünverhangenen kleinen Villa in Warmbrunn und sammelte alles, was er an alten Schätzen der Heimat erfassen konnte. Keiner war wie er damals in die tiefste Seele des Volkstums eingedrungen und hatte mit solchem Spürsinn alle seine Lebensäußerungen festgehalten. Er hat in Schlesien unendlich viel vor dem Untergang gerettet. Eigentlich war das nur die eine Seite seiner unermüdlchen Arbeit, der er nun sein ganzes Leben widmete. Das Wichtigste war ihm ein ganz anderer Plan, dem er seine Zeit, sein Vermögen und sein Können restlos opferte.

Das Riesengebirge, aber auch sein Hinterland, wurden immer wieder von den furchtbarsten Überschwemmungen heimgesucht, die die Bergwässer hervorbrechen ließen. Hier eine Aenderung und Sicherung durchzuführen, die tiefsten Ursachen solcher Katastrophen festzustellen und aufzuheben, dazu fühlte er sich berufen, und dazu sollte ihm seine Vorbildung als Pionierhauptmann helfen. So lebte dieser Mann damals nur einen kleinen Teil seiner Zeit im Tale. Es war nicht leicht, ihn anzutreffen. Wochenlang blieb er in den Bergen, wandernd und forschend, auf Hütten und Hängen. In Sturmnächten belauschte er die Bergwässer. Auf heimlichsten und gefahrvollen Schlichen spürte er ihren geheimsten Zuflüssen nach; Sommer und Winter, Frost und Hitze, Einsamkeit und Erschöpfung hatten keine Gewalt über ihn. Schon an der Schwelle des Alters, holte er aus seinem Körper das Außerste heraus, und jede neue Wassersnot peitschte seine Kräfte von neuem auf.

So fand ich den alten Herrn — klein, mit buschigem Bart, der sich nur in seinen Warmbrunner Feiertagen etwas lichte. Selbst ein rechter Mübezahl, wenn er in seiner wetterfesten und ganz durchwetterten Gewandung einem in den Bergen begegnete. Unsere wissenschaftlichen Fragen wurden immer wieder erörtert, durchgeprüft und erwogen. Er hatte eine Fülle von Bauernanzügen angekauft. Soweit es Frauenkleider waren, stand er etwas ratlos vor ihrer seidenen und damastenen Pracht, und es war ihm eine große Freude, in mir eine Frau zu finden, die etwas davon verstand, ihm manches erklären und

benennen konnte. Diese wunderschönen Kleider wurden damals gern ausgeborgt, wenn es ihm gelungen war, da und dort in Schlesiens ein Trachtenfest anzustiften, auf dem wieder die alten Gewänder, Sitten und Gebräuche erweckt werden konnten. Nach seinem Tode sind sie einer der größten Werte des damals noch ganz in den Rinderschuhen steckenden Hirschberger Heimatmuseums geworden.

Er veranlaßte, daß ich die alten Tanznoten erhielt, auch einen Herzogswalder Spinnabend, den einer seiner Jünger, der Bauer Scholz in Herzogswaldau, eingeführt und einstudiert hatte, wie das Herzogswaldauer Christkindelspiel. Im Winter darauf studierte ich in Berlin zum ersten Male mit diesen echten Noten und seinen Tanzanweisungen ein paar schlesische Bauerntänze ein. Auch seine Trachten borgte er mir und seine Nichten dazu. Alles trug echte schlesische Gold- und Spitzenhauben! Es war wunderschön. Auf Bitten eines Photographen hatte ich mich in einigen dieser Kostüme aufnehmen lassen. Und da meine beiderseitigen Vorfahren schlesischen Ursprungs sind, war das schließlich keine Fälschung. Ich war wie hineingewachsen in diese Trachten, und konnte dem alten Herrn für seine Liebenswürdigkeit mit den Bildern seiner Gewänder eine ungeheure Freude machen. Er dankte mir dafür überschwenglich. Zu einer Wiederholung solcher Einstudierung, wie erst geplant war, kam es aber nicht. Inzwischen war mein Buch über den Tanz erschienen.

Ich hatte hier zum ersten Male die Schönheit der griechischen Tanzkunst ins Licht gerückt, in einer Zeit, in der das Trikotballett noch als die einzige Tanzform anerkannt wurde. Ich hatte aber auch die alten Kinderreime gesammelt und ihre Beziehung zur „Tanzballade“ des Mittelalters und den Miniaturen dargestellt. Nur der Zusammenarbeit mit Cogho verdanke ich es, daß sich das Buch in der volkswundlichen Richtung — gerade durch die schlesischen Bauerntänze — wegweisend geben konnte.

Wie stark Cogho mit den heutigen Zielen in einer Linie ging, dürfte folgender Brief beweisen.

Warmbrunn, 7. Januar 1902.

Hochverehrtes Fräulein!

Innigstens Dank für Ihr so gütiges Schreiben! Falls die Zeilen noch zurechtkommen, bitte ich Sie — ich mag dies wohl bisher vergessen haben — den „Spielmann“*) behalten zu wollen, ich habe die Nummer in mehreren Exemplaren.

Tief ergriffen bin ich von dem, was Sie über die „Einsamkeit“ schreiben; wohl scheint es uns Männern ja nicht eben anders zu ergehen, allein das hat freilich nicht den Einfluß auf die kommenden Generationen, wie die Einsamkeit der Frauen, von denen Sie sprechen.

Es ist noch gar nicht so lange her, als ich in einem Gespräch, das nur unter Herren über dasselbe Thema stattfand, darauf hinwies, wie viel

*) Hest in dem ein Teil der Sonette erschien.

rationeller für die Veredelung der Pferde- und Rindviehassen, der Schaf- und Hunderrassen, ja selbst der Nutz- und Zierpflanzen gesorgt wird, als für die fortschreitende Höherentwicklung des homo sapiens. — Singe es nach meinem dummen Verstande, so müßten vor allem gerade die geistvollen Frauen mit kräftigen, namentlich willensstarken Männern sich paaren — nun darüber ließe sich mehr sagen, als brieflich möglich. Zürnen Sie mir nur nicht, wenn ich mit den „Sonetts“ ein wenig fortfahre — mein Schreibkrampf läßt mich ohnehin nur langsam damit vorwärtskommen.

Oskar Scholz in Herzogswaldau hat die sämtlichen Bauerntänze (mit Ausnahme des Menuetts, das er m. W. „Deutschtan“ nennt) erst durch mich erhalten bzw. auf den Warmbrunner „Pauernhuxten“ kennengelernt. — Etwas von diesen Tänzen habe ich im letzten September dem Ballettmeister Bär in Breslau — der mich im Auftrag der Schles. Ges. f. Volkskunde dieserhalb hier aufsuchte — beigebracht. Prof. F. Vogt schreibt mir nun, daß diese Gesellschaft am 26. d. M. die Tänze in Breslau aufführen wird. Vielleicht ist's mir möglich, seiner Einladung dazu Folge zu leisten. Wie schön wäre es, könnten wir dabei einander begrüßen*!)!

Nochmals: herzlichsten Dank!

Ihr ganz ergebenster

R. Cogho.

In den folgenden Jahren blieb unser schriftlicher Verkehr aufrecht. Ich habe noch eine Fülle von Material von Cogho erhalten, insbesondere über die schlesischen Bauerntänze**). Da meinem Buche über den Tanz eine ganze Reihe von ähnlichen folgten, insbesondere, nachdem Tsadora Dulkan aufgetreten war und den Leuten sichtbar vorführte, was ich in bezug auf die alten Griechen nur schreiben und in Vasenbildern und Reliefs zeigen konnte, so kam die von Cogho gewünschte Neuauflage nicht zustande. Ich habe seine Mitteilungen nur in Fachartikeln niedergelegt; denn er selbst wollte das nie tun. Seine Sonetts waren meinem jungen Mädchenherzen etwas weniger erfreulich und brachten indessen eine leise Entfremdung mit sich.

Im Winter 1903 war ich wieder im Riesengebirge auf eine längere Zeit. Inzwischen hatte ich fast jeden Sommer eine Fußtour durch die Berge oder besser über die Berge gemacht. Diesmal wohnte ich in Mittelschreiberhau mit Bruno Wille und Frau Lieschen zusammen, nachbarlich mit Freund Carl Hauptmann. Bruno Wille hatte den Plan zu seinem großen Roman „Die Abendburg“ gefaßt und suchte nach den Spuren einer solchen sagenhaften Burg im Riesengebirge. Wir waren damals ein enger Kreis der sogenannten

*) Ich konnte nicht kommen. Er sandte mir einen Ausschnitt der „Schlesischen Zeitung“ vom 28. 1. 1902 mit einem Bericht darüber. Herr von Rentz, Breslau, hat ihn sehr gefeiert.

***) „Beiträge zur schlesischen Volkskunde“ von M. L. Becker; Nr. 63 der Beilage zur „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“. Berlin, 1901.

Friedrichshagener — obgleich es dort nicht mehr das Friedrichshagen der ersten Zeit war (Schreiberhau war eigentlich eine Filiale von Friedrichshagen). Wolfgang Kirchbach, mein späterer Gatte, war hinzugekommen. Jeder schuf für sich. In den gemeinsamen Abendstunden lasen wir einander die entstehenden Werke vor, besprachen sie miteinander und erlebten sie eigentlich zusammen. In jenem Winter schrieb Carl Hauptmann seine „Bergschmiede“, Wille begann die „Abendburg“, die er im Sommer darauf in Friedrichshagen vollendete. Um ihm zu seinem Sagenstoff die Burg zu verschaffen, machte ich Wille mit Cogho bekannt. Dieser war sogleich Feuer und Flamme für den Plan und gab Wille eine Fülle von bildhaftem Material, das ihm erst einmal die grundlegende Gestalt für das geplante Werk schuf. Wir sind dann noch gemeinsam mit Cogho über den Isarkamm gewandert und haben jene Fessengruppe im Dickicht gesucht, wo das Volk eine Abendburg wählte und erdachte. Es war ein herrlicher Tag in Winter Sonne, in Schnee und Eis und grünem Brombeergebüsch. Cogho war beim Wandern immer nervös. Sein Wandern war ein Springen über Felsen. Er hat mir dann noch brieflich eine genaue Schilderung der Sage gegeben, die ich aber an Wille weitergab. Er selbst, viel leidend und immer auf seine Gesundheit einstürmend, war gehezt, fortwährend unterwegs in den Bergen, wenn es irgend sein körperlicher Zustand erlaubte. Eine große Unruhe peitschte ihn, daß er das große Werk seines Lebens unvollendet hinterlassen müsse.

An einem schönen Sommertage stand ich als Saga vor der Pforte der Sagenhalle in Schreiberhau inmitten der Dorfkinder, die Lieschen Wille, Martha Hauptmann und ich als Snomen eingekleidet hatten. Wir eröffneten mit Worten der Edda feierlich diese Kunst- und Volkshalle. Ich war Wolfgang Kirchbachs Braut. Die „Würdenträger des Landes“ blieben nachher noch zusammen, ich konnte Kirchbach und Cogho miteinander bekannt machen. Es war das letztemal, daß ich den alten Freund gesehen und gesprochen habe*).

Ich möchte hier an ihn denken mit dem alten Vers des Rehrweibla, den ich ihm auch verdanke:

Dort oben in der Seligkeit,
Da ist dem Mann sein Stuhl bereit.
Dort oben soll er sitzen
Mit seinem Jesu Christen!

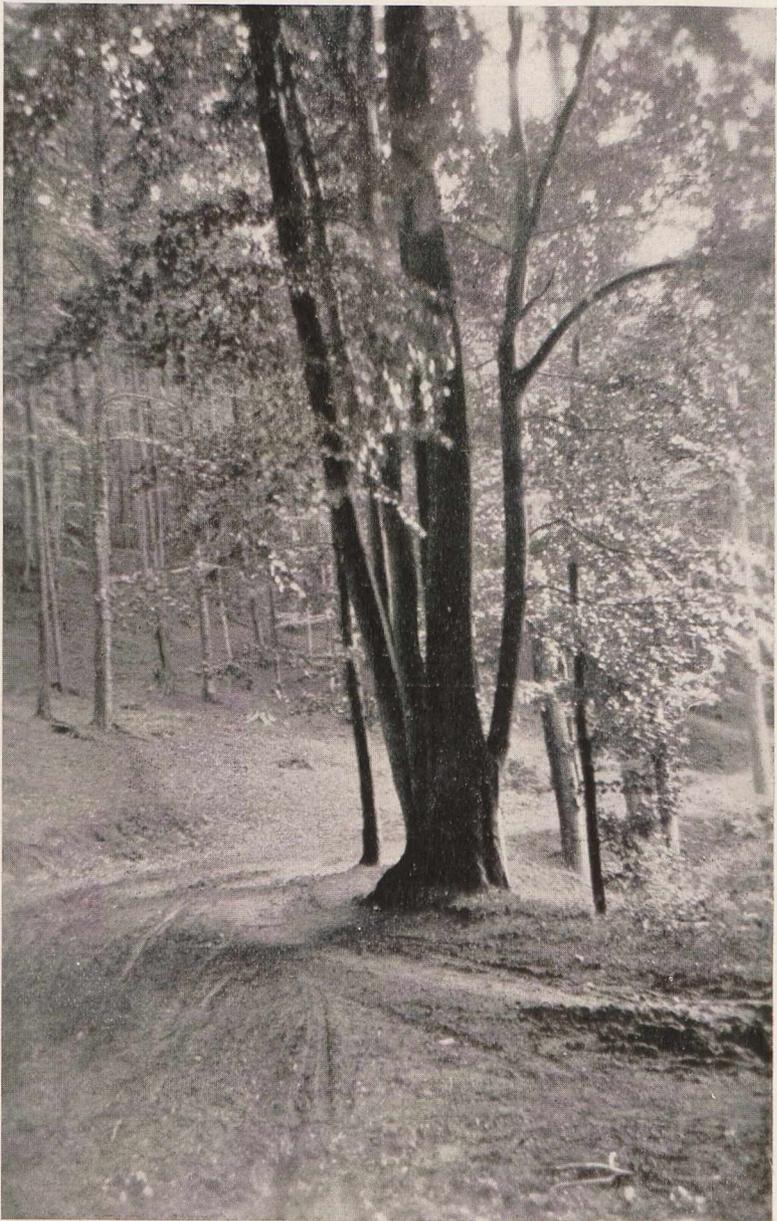
*) Als ich nach fast zehn Jahren wieder in das Riesengebirge kam, war er längst tot.

Die Jagdhans-Sage in Alt Reichenau, Kr. Waldenburg

Von Dr. Georg Scharf

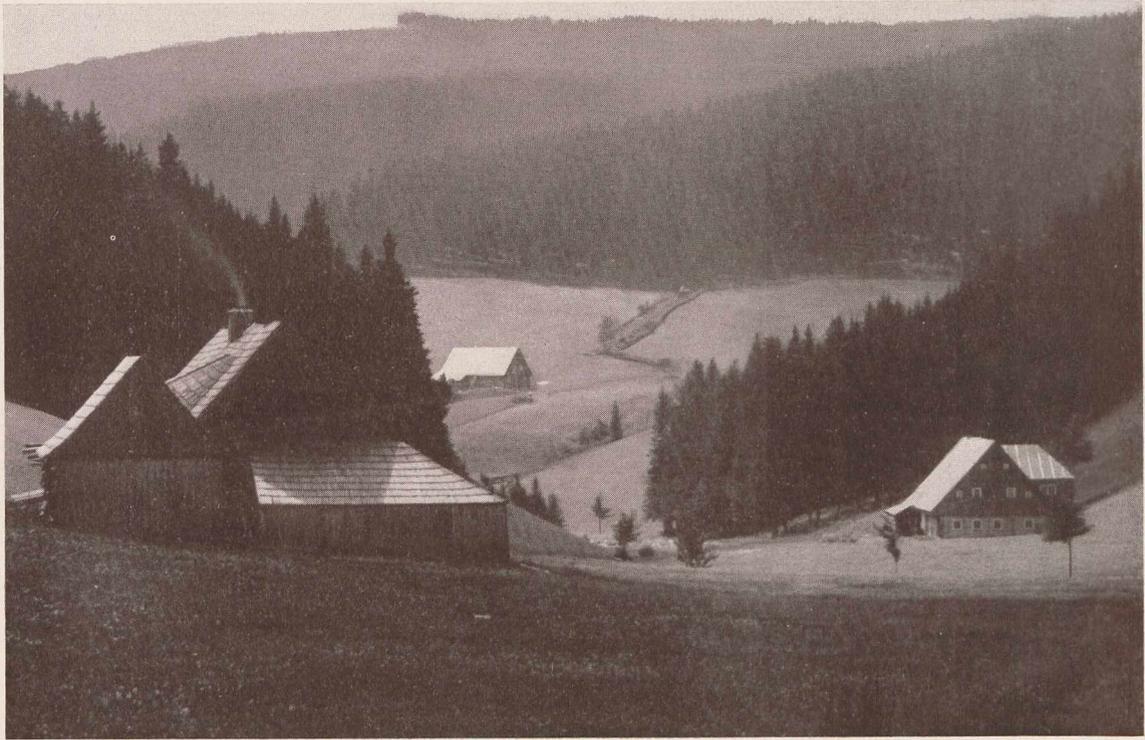
Wer von Alt Reichenau durch das Neumühlbüdörfel nach dem Sattelwalde geht, auf der ersten großen Wiese aber, dem „Lieberdorfer Kirchsteige“ folgend, links abbiegt, kommt bald durch eine tiefe Schlucht, durchs sogenannte „Kiepalooh“. An der tiefsten Stelle dieser Schlucht, die von hohem landschaftlichen Reiz ist, steht eine Buche, die sich kurz über dem Erdboden in fünf oder sechs Stämme teilt, es ist die „Jathonsbuche“. In ihrer Nähe befand sich früher eine kleine Einzäunung, die jetzt der Zeit zum Opfer gefallen ist, das Grab des Jathons. Von ihm gilt eine Sage, die jetzt im Aussterben ist. Ältere Leute, die sie noch kennen, reden nicht gern davon, vereinzelte Einwohner mittleren Alters kennen sie wohl nur noch teilweise, und die jüngeren wissen nur noch den Namen. Ich gebe die Sage nach der Erzählung meiner Eltern, manche Einzelheiten habe ich von alten Leuten erfragt.

Jathons (Jagdhans) war ein Förster in Alt Reichenau, eigentlich hieß er Johann Joseph Stritzky, er wohnte in der nach der Kolonie Krähendörfel führenden Bräuergasse, und da hat man vor einigen Jahren beim Abbruch eines alten Hauses einen Degen gefunden, der ihm gehört haben soll und der jetzt im Volkenhainer Heimatmuseum ist. Jagdhans hat zu Lebzeiten die Leute geschunden und geärgert, ja, er soll — so erzählt man — seinen Bruder erstochen oder erschlagen haben. Er bereute zwar seine Tat und stiftete eine Glocke für die katholische Pfarrkirche zu Alt Reichenau. Man soll noch heute an einer der Glocken die Inschrift „Johann Joseph Stritzky“ sehen können. Als Jathons 1737 starb, begrub man ihn auf dem Kirchhof. Aber er fand keine Ruhe, er kam wieder und belästigte die Leute. Auch stieg er allnächtlich außen am Kirchturme zu den Glocken hinauf, zu deren einer er ja Pate war. Es heißt: „er hatte schon drei Hufe, hätte er noch den vierten bekommen, so hätte man ihn nicht fangen können“. Vor ungefähr fünfzehn Jahren, als der Kirchturm noch den alten Anstrich hatte, konnte man die Eindrücke sehen, die Jathonsas Hufe hinterlassen hatten. Nun hatte zu jener Zeit die evangelische Gemeinde von Alt Reichenau in Pastor Scholz einen klugen Seelsorger, der unter anderem auch die „Schwarze Kunst“ verstand. Der bannte den unruhigen Geist in eine Flasche. Das Einfangen des Geistes ging so vor sich: Der beherzte Glöckner postierte sich auf Anordnung des Pastors Scholz am Glockenfenster, durch das Jagdhans allnächtlich zu den Glocken kam; er sollte auf ein Zeichen des Pastors vortreten und zum Fenster hinausschauen. Pastor Scholz stand am Fuße des Turmes. Als nun Jagdhans, wie gewohnt, zu mitternächtlicher Stunde am Turme hinaufstieg und nicht mehr weit vom Glockenfenster entfernt war, trat der Glöckner hervor, Jagdhans stürzte ab und in die Flasche hinein, die der Pastor unten bereit hielt. Sie wurde verschlossen und versiegelt. Am nächsten Tage fuhr man damit hinaus in den Wald. Zwei Pferde waren nicht imstande, den Wagen, auf dem die Flasche mit Jathonsa lag, wegzuziehen, erst vier Pferde brachten



Die „Jagdhansbuche“
im Sattelwald bei Alt Reichenau

Aufn. : Dr. Georg Scharf



Bergfrühling
Die Grenzbauden im Riesengebirge

Aufn.: Dr. M. Groneberg

ihn weg. Im Riepenloche, an der tiefsten Stelle der oben beschriebenen Schlucht am Fuße des Sattelwaldes, wurde die Flasche vergraben und der Ort durch eine einfache Holzeinfassung bezeichnet.

Aber auch da fand Jagdhans noch keine Ruhe. Er verscheuchte noch bis vor kurzer Zeit — mit dem Zaune ist dann auch der Spuk verschwunden — die Holz- und Beerenweiber; die sahen zu gewissen Stunden, zum Beispiel auch in der Mittagsstunde zwischen zwölf und eins, eine Gestalt in einer roten Jacke umherstreichen. (Vergleiche hierzu W. E. Deuckert: Schlesiſche Sagen, Jena 1924, S. 172/3.)

Mein Großvater (mütterlicherseits) befand sich eines Nachts in der Nähe des Grabes auf dem Anſitz. Mitternacht war bereits angebrochen, Totenstille herrschte, kein Lüftchen regte sich, es war heller Mondschein. Da war ihm, als ob es mit Sand oder kleinen Steinchen um ihn herumwürfe. Er legte diesem Geräusch zunächst keinen Wert bei. Das Rascheln hörte aber nicht auf. Dazu kam, daß der Hund, ein großer, scharfer Vorstehhund, ihm winselnd und jaulend zwischen die Beine kroch und sich nicht beruhigen ließ. Nun wurde auch mein Großvater unruhig, er zog es schließlich vor, nach Hause zu gehen. Als er aus dem Bannkreis heraus war, wurde auch der Hund wieder ruhig. Meine Großmutter schalt, als sie von diesem Erlebnis hörte, sie meinte, es könnte dem Großvater noch einmal etwas passieren, wenn er im Riepenloche jage.

Meine Großmutter (väterlicherseits) sammelte in der Mittagsstunde im Riepenloche Reisig. Sie kam dabei auch in die Nähe von Jagdhansens Grab, und da mit einem Male wußte sie, die im Wald jeden Weg und Steg auf das genaueste kannte, nicht mehr, wo sie war, und fand sich erst nach langem Umherirren plötzlich — es pfiß auf dem Alt Reichenauer Sägewerk gerade eins — zurecht.

Ein anderes Mal, sie sammelte wieder Holz, sah sie einen sehr schönen, starken Ast, der sich zur Hälfte innerhalb der bewußten Einzäunung befand. Sie zog an diesem Ast, der zwar nirgends festhakte, sich aber auch nicht wegziehen ließ; da ertönte eine Stimme: „s ies meine!“ Der Ast lockte aber zu sehr, meine Großmutter zog ein zweites Mal, und abermals ertönte die Stimme, jetzt schon lauter: „s ies meine!“ Noch immer ließ sich meine Großmutter nicht abschrecken, sie zog noch ein drittes Mal, mit demselben Erfolg, der Ast rührte sich nicht; da erscholl wieder die Stimme, nun um ein beträchtliches lauter und nachdrücklicher als vorher: „s ies meine!“ Nun erst verzichtete die unerschrockene Frau auf den Ast, Jagdhans ließ sich eben sein Eigentum nicht nehmen.

Dies sind einige der letzten Streiche, die „Jathons“ im „Riepaluche“ den Leuten spielte. Seit dreißig Jahren ist Derartiges nicht mehr vorgekommen. Aber heute besteht immer noch eine gewisse Achtung vor jenem Revier und seinem Herrn. Man spottet nicht über diese Dinge, sie werden mit einer gewissen ehrfürchtigen Scheu behandelt und erzählt, man warnt den Spaziergänger, sich durch Spottrufe Jagdhansens Zorn zuzuziehen.

Dieser Jagdhans wird mit einem Jäger und Gärtner böhmischer Herkunft namens Johann Stritzky gleichgesetzt. In den „Bemerkungen zu Alt Reichenau an der katholischen Pfarrkirche in allen Verhältnissen und Zeitumständen überhaupt und insbesondere ... aufgenommen 1814 ...“ von Pfarrer Romanus Rother heißt es:

1814. „Johann Joseph Stritzky, Förster, Kleingärtner und Gerichtsscholz, ein zu seiner Zeit unter dem gemeinen noch abergläubigen Volke höchst gefürchteter Mann, wurde 1736 beyder Aemter entlassen, streifte, im Glauben des Volkes, bald in der Luft, bald auf- und unter der Erde brodtloß herum, und starb endlich d: 1ten Juny 1737, wurde zwischen der Kirche und dem Thurm begraben, ist wieder auferstanden, und endlich in sogenannte Kiepenloch begraben worden. Dato noch höret man dergleichen alberne Reden von den alten abergläubigen Menschen vom Stritzky. Ein Grund, welcher mich bewog, seinen Begräbnißplatz, welcher hoch mit Schutt und Steinen angefüllt war, völlig zu reinigen und denselben zum Begräbnißorte meiner Mutter zu bestimmen. Johann Joseph Stritzky wurde 70 Jahre alt. In der Absicht bemerkte ich obenan die Volkserzählung, um meine Herrn Nachfolger aufmerksam zu machen, ob dieselbe sich noch lange so unter dem Volke vom Stritzky erhalten werde!“

Eine zweite urkundliche Erwähnung des Stritzky fand ich in einem Schöppenbuch von 1676 aus Alt Reichenau. (Das Buch befindet sich im Breslauer Staatsarchiv unter Rep. 39 Fürstentümer Schweidnitz und Jauer.) In einem Kaufkontrakt aus dem Jahre 1715 heißt es da: „... Beystände seyund gewesen, auff der Verkäufferin ihre Seite ... auf des Kauffers seithe aber Hannß Stritzke Jäger allda.“

Von 1720 bis 1729 ist besagter Johann Joseph Stritzky Gerichtsverwalter oder Scholz in Alt Reichenau. Nachweisbar ist dies aus dem erwähnten Schöppenbuch; da heißt es auf Seite 356 am Schlusse eines Kaufvertrages aus dem Jahre 1720: „So beschrieben Vor Hannß Stritzken Gerichts Scholtzen z. Reichenaw den 20. Marty (das ist März) 1720.“

Sämtliche Kaufverträge zwischen 1720 und 1729 haben diesen Vermerk. 1728 verkaufte der Vater Johann Joseph Stritzke sein Grundstück seinem Sohne Johann Joseph St. Auf Seite 438 des Schöppenbuches findet man den Kaufvertrag, der überschrieben ist: „Kauß Johann Joseph Stritzke umb seines Vatters Niederhauß und Kleingarten. Datiert am 7ten Xbris (Octobris) Anno 1728.“ Als Vater wird genannt: „Johann Stritzke Scholtz und obrigkeitlicher Förster alda.“

In der Bräuergasse scheinen öfters berüchtigte Leute gewohnt zu haben. So erzählt man, daß ein Räuberhauptmann Kahl dort gehaust hat; von ihm gilt noch die Redensart: „Kahl, Kahl, änder dich! Du bist verdunnert liederlich!“ So sagt man heute zu jemandem, der einen sehr flotten Lebenswandel führt.

*

Die Straßen des Friedens

Von Arbeitsdienstmann Erich Otto Funk

Wir dringen hinein
in das harte Gestein
und ebnen die Berge
dem Lande zu Füßen,
indem wir sie schließen
ins Webwerk der Straßen.

Einst werden die Wagen
auf ihnen rasen,
einst werden die Werke
der älteren Brüder,
die ewig wir lieben,
verbunden durch sie.

Und über sie schieben
von Autos getragen,
sich tausende Güter.
Und herrschend in Lüften,
von Felsen und Klüften
klingt hell Melodie.

Wir dringen hinein
in das harte Gestein
und ebnen die Berge
dem Lande zu Füßen,
indem wir sie schließen
ins Webwerk der Straßen.

Verschiedenes · Schrifttum

Aufruf an alle!

Der Kampf um die Machtergreifung durch die NSDAP. gehört der Vergangenheit an. Blut und schwere Opfer seelischer und materieller Natur, Entbehrung, Drangsal und Bitternis kennzeichnen die Wege, die der Nationalsozialismus marschieren mußte.

Es gilt heute Berichte und Bildmaterial aus dieser Zeit zusammenzustellen, um eine Sammlung zu vervollständigen, die von größter Wichtigkeit ist, denn die Geschichte der Partei wird einmal die Geschichte des neuen Deutschlands werden. Das Partei-Archiv der NSDAP. sammelt alle Urkunden, Berichte, Dokumente, Tagebücher, Abzeichen, Zeitungen, Zeitschriften, Photos, Plakate, bildlichen Darstellungen und dergleichen aus dieser Zeit. Auch Briefe und Zeitungen aus dem Auslande sind, soweit sie sich mit dem Nationalsozialismus beschäftigen, willkommen. Sendet alles, denn manches, was als wertlos verkramt oder fortgeworfen wird, kann für den Forscher, für den späteren Geschichtsschreiber von wesentlicher Bedeutung sein.

Falls der Besitzer glaubt, das Original nicht entbehren zu können, so nimmt das Partei-Archiv Abschrift oder stellt von Bildern Abzüge her. Vertraulichkeit wird, zum Beispiel bei Tagebüchern, ausdrücklich zugesichert. Der Sendung soll ein Verzeichnis des Inhaltes, dazu bei Bildern ein kurzer Tatsachenbericht beigelegt werden. Besonders auch auf Berichte ehemaliger Gegner, gleich welcher Art, wird größter Wert gelegt. Vertrauliche Behandlung dieses Materials wird gewährleistet. Es ergeht daher an alle Dienststellen und Volksgenossen die Bitte, das Partei-Archiv in seinem Bestreben nach einer lückenlosen Sammlung für die Grundlagen der Parteigeschichte zu unterstützen. Anschrift: Partei-Archiv der NSDAP. und DAF., München, Barerstraße 15, Haus der PO.

Heil Hitler!

Das Reichsschulungsamt

gez. Dr. U e t r e c h t,

Leiter des Partei-Archivs der NSDAP. und DAF.

Werdet Mitglieder der NS.-Kulturgemeinde Tretet ein in den Werkring od. die Theater- u. Konzertgemeinde

Anmeldungen

nimmt für Breslau die Geschäftsstelle der NS.-Kulturgemeinde, Gartenstraße 49 (Laden) entgegen.

Zeitriftserklärungen

aus anderen Orten sind direkt an die einzelnen Ortsverbände der NS.-Kulturgemeinde zu richten, die in jeder größeren schlesischen Stadt vorhanden sind.

Erster Kameradschaftsabend der bildenden Künstler Schlesiens

Der gut besuchte Kameradschaftsabend am 30. März im Börsensaal war ein schöner Beweis erfolgreicher Gemeinschaftsarbeit in der schlesischen Künstlererschaft. Architekt Häusler begrüßte die zahlreich erschienenen Gäste und Vertreter des schlesischen Kunstlebens. Bildhauer Seier übermittelte die Grüße der Arbeitsfront. Der Landesleiter Schlesiens i. B. der Reichskammer der bildenden Künste, Maler Buchwald, fand die rechten Worte und Weisungen für die weitere Arbeit. Es bleibt noch die Absendung eines Telegramms an den Führer und Reichskanzler zu erwähnen — der weitere Abend war mit künstlerischen Darbietungen ausgefüllt. Besonderen Beifall ernteten Ernst Hartmann (Klavier) sowie Käthe Mann mit gutgewählten Liedern. Viel Freude bereitete Emma Schmidt durch Vorträge in schlesischer Mundart. Gut gemeint, aber deplaziert blieben die Ausführungen von Avenarius; um so erlöster huldigte dann alles der Tanzmusik, die von Mitgliedern der Landesmusikerschaft Schlesiens bestritten wurde. Die Fachschaft für Gartengestaltung hatte für eine freundliche Ausschmückung des Saales gesorgt. Alles in allem: ein gelungener Abend.

Der Kampf geht weiter!

Die „NS.-Schlesische Hochschulzeitung“ beginnt ihre Semesterarbeit mit einer reichhaltigen Folge, die unter dem Leitfaß der Hochschulerneruerung steht. An der Spitze der Folge stehen Beiträge des schlesischen Gauleiters und Oberpräsidenten Joseph Wagner und des Führers des NSD. Studentenbundes Reichsamtsleiter Pg. Derichsweiler. Der schlesische Gauleiter kennzeichnet die Aufgaben der Studenten als ein Mitwirken an der „inneren Umwälzung des deutschen Menschen“. Der Student kann „unmöglich der nationalsozialistischen Welt fern- oder ablehnend gegenüberstehen, wenn er das Wie und das Was seines geistigen wissenschaftlichen Lebenskreises wirklich erfassen und blutvoll durchleben will“. Er soll hineinwachsen in die führende Schicht des Volkes, welche wissenschaftlich und haltungsmäßig gleich vorgebildet sein muß. Reichsamtsleiter Pg. Derichsweiler nennt als Zukunftsaufgabe des NSD. Studentenbundes die „Weiterbildung der inneren Geschlossenheit der Mannschaft des Studentenbundes und die Durchdringung der Gesamtstudentenschaft mit dem Geiste der Bewegung“.

Hermann Uhtenwoldt ruft in seinem Beitrag „Studentenschaft, Studentenbund und Hochschule“ alle idealistischen kämpferischen Kräfte an den Hoch- und Fachschulen zur Sammlung in der Front des NSD. Studentenbundes: „Wir wollen weiter das revolutionäre Gewissen an den deutschen Hoch- und Fachschulen sein. Wir brauchen deshalb alle Kräfte, denen es ernst mit der Politisierung der führenden Bildungsstätten der Nation ist“. Die wichtigste Frage der Hochschulerneruerung, ein besonders ernstes Einsatzgebiet des Studentenbundes, wird in einem Beitrag von Dr. Albert Dietrich, Professor an der Hirschberger Hochschule für Lehrerbildung, angeschnitten. Auch hier wird die Einheit von Leistung und Charakter als Grundelement einer neuen Hochschulgesinnung gekennzeichnet.

Beiträge von Studenten der Hochschule für Lehrerbildung in Beuthen OS. zeigen, wie ernst es gerade den Beuthener Studenten mit ihren volkspolitischen und sozialistischen Aufgaben ist. Neben dem Grossteil „Stich und Hieb“ wird die neu eingerichtete Rubrik „Kulturpolitische Randbemerkungen“ wegen ihrer scharfen Kritik Beachtung finden. Daß

**Herren-
Bekleidung**
nach Maß

RANDEL
Fernsprecher 58083

**Breslau, Ring 24
Tuchlager**
Stoffe werden zur Verarbgt. angenommen.

P. U. B. PASCHKE Schneidermeister
BRESLAU 1, JUNKERNSTR. 46, an der Christophori-Kirche
 Feine Damen- und Herren-Maß-
 Schneiderei :: Stoff-Lager
 Tel. 57411

die schlesischen Studenten in der Klassenfrage radikal bleiben, zeigt ein scharfer Beitrag „Schluß mit der Klassenhande“, mit dem die Anprangerung pflichtvergessener Studenten eingeleitet wird.

Die ständige Ostbeilage „Blick nach dem Osten“ bringt in der vorliegenden Folge eine gediegene Abhandlung über die Memelfrage, die von einer führenden Persönlichkeit des memelländischen Deutschtums stammt. Andreas Joten nimmt „Zur Lage Danzigs“ Stellung, das staatspolitisch von uns getrennt ist, aber völkisch zur deutschen Volksgemeinschaft gehört. Gerade in diesem überschneidungsgebiet deutscher und polnischer Inter-

essen kann sich die Zusammenarbeit der beiden Völker und Staaten bewähren. Die „Ostpolitischen Streiflichter“ befaßten sich diesmal mit Jugoslawien.

So gibt die erste Semesterfolge der „NS.-Schlesischen Hochschulzeitung“ ein lebendiges Bild von der Mannigfaltigkeit der studentischen Arbeitsgebiete. Die richtunggebenden Aufsätze des schlesischen Gauleiters und des NSD. Studentenbundesführers an der Spitze der Folge werden den Studenten die Gewißheit geben, daß sie in ihrem Kampf um eine neue deutsche Hochschule und ihren ostpolitischen Einsatz in einer breiten Front stehen.

„Das deutsche Volksspiel“, Blätter für Jugendspiel, Brauchtum und Sprechchor, Volkstanz, Fest- und Freizeitgestaltung. Herausgeber: Hans Niggemann. Ausliefernder Verlag: Theaterverlag Albert Langen / Georg Müller, Berlin. Einzelheft 1,— RM., Jahresbezug 4,20 RM.

4. Heft, II. Jahrgang (April/Mai 1935). Dieses Heft der umfassendsten deutschen Volksspielzeitschrift ist besonders wegen seiner reichen Materialsammlung für Volksspiel und Festgestaltung in den Sommermonaten von großem praktischem Wert. Den Frauen- und Mädchengruppen gibt die bekannte Spieldichterin Margarethe Cordes in einem lebendig und fachkundig geschriebenen Aufsatz eine Fülle von Spiel- und Vortragmaterial für die Ausgestaltung des Muttertages (12. Mai) an die Hand. Für die Gestaltung der Sonnenwendfeier findet man hier ein kleines Eddaspiel von Reinhold Netolitzky, dem bekannten Führer der deutschen Jugendspielgruppen im Sudetenland, ein „Feuerspiel“ von Chilo Scheller, eine Zusammenstellung der Sieder für die Sonnenwendfeier und anregende Notizen über Spielmöglichkeiten von dem Herausgeber

Hans Niggemann. In der Abteilung „Der Deutsche Sprechchor“ steht ein ausgezeichnetes Chorwerk für Ostland-Abende von Georg Basner, ein Arbeitsmarsch von Walthar Eckart und ein kleiner Sprechchor von Herbert Böhm, der seit kurzem zu den Mitherausgebern der Zeitschrift gehört. Aus der Fülle der übrigen Beiträge seien noch die Artikel „Vorschläge für die Feiertagsgestaltung“ und „Spiele im Freien“ wegen ihres unmittelbar praktischen Wertes für die Spieltätigkeit hervorgehoben.

Mit zwei großen Aufsätzen widmet sich das Heft der Chingspiel-Frage. Joh. G. Schlosser, der Verfasser des großen chorischen Spiels „Ich rief das Volk“, das im Mai auf dem Danziger Chingsplatz gespielt wird, spricht vom Gestaltwandel unseres völkischen Spiels und legt in gründlicher Auseinandersetzung mit dem Chingspielgedanken seine eigenen, aus der Praxis gewonnenen Vorschläge nieder. Der Aufsatz darf bei dem großen Mangel an grundsätzlichen Klärungen in der Chingspiel-Frage der Beachtung aller am Chingspiel interessierten Kreise gewiß sein, nicht minder der kritische Beitrag von Bruno Kesslens Haken über Erfahrungen an Chingspiel-Manuskripten.

Sport-Geräte u. Bekleidung

Niedrige Spesen! Ihr Vorteil!

Sporthaus

Kuschbert

Fernsprecher Nr. 56428

zu äußerst niedrig. Preisen / Tennis-Schlager von RM 9.75 an

jetzt Schmiedebrücke 27
 zwisch. Ursulinerstr. u. Messergasse
 Deutsches Geschäft seit 75 Jahren

Im Frühjahr man zu Kelling geht, wenn's um die Reinigung sich dreht!

Die Vielseitigkeit des Heftes wird durch zahlreiche kleinere und größere Beiträge in den Abteilungen „Anregung und Kritik“, „Von Fest und Feier“ und „Neue Spiele“ abgerundet. Hervorgehoben zu werden verdient, daß bei aller Gediegenheit der Ausarbeitung sich in keinem Beitrag trockene Lehrhaftigkeit breit macht, sondern durchweg eine unmittelbare lebendige Beziehung zu Spiel und Feier spürbar wird. Die Hefte des „Deutschen Volksspiels“ sollten von allen Spielgruppen und Spielflegern gelesen werden.

Joh. G. Schlosser: „Ich rief das Volk“ („Die Befreiung“). Ein chorisches Spiel von der deutschen Schicksalsgemeinschaft. Kart. 1,35 RM., geb. 1,10 RM. Für Einzelsprecher, Chöre und Spielgruppen. Aufführungsdauer ungefähr 70 Minuten. Aufführungsrecht für Laienspielgruppen durch Bezug von 1 Buch und 10 Rollen. Für Freilichttheater und Thingplätze Sondervertrag, Theaterverlag Albert Langen / Georg Müller, Berlin.

Die Thingspiel-Uraufführung findet am 30. April 1935 als Massenfreilichtspiel in Danzig statt!

Die Thingspielbewegung wird durch dieses großzügige und dichterisch fesselnde Werk einen entscheidenden Schritt vorgetrieben. Das neue Spiel wendet sich an den deutschen Arbeitsmann, an die deutsche Frau und an die deutsche Jugend. Aus der Ganzheit unseres Volksseins wird die Sendung der drei Gruppen deutlich. Ob darum eine Gruppe der Arbeitsfront, der Frauenschaft oder unserer Jugend sich das Spiel zu eigen machen wird, immer wird es zugleich Feier unserer schicksalhaft gebundenen Volksgemeinschaft sein und diese tiefste Bindung jedem erkennbar werden lassen. Das Spiel wird darum begrüßt werden.

Der Inhalt ist schwer in ein paar Worte zu fassen, so folgerichtig, klar und dramatisch wirksam er auch bis zum Schluß durchgestaltet ist. Da wird schon nach einem

kurzen Eingangschor auf ganz eigene Weise die Not der letzten Jahre dargestellt, indem ein spielendes Kind den Schrei der Mutter vernimmt, die einem inhalts- und gestaltungslosen Dasein als Fabrikarbeiterin verhaftet ist. Um des Kindes willen löst sie sich aus der Masse, die sich durch diese Lösung sichtbar gliedert und die völkischen Grundelemente, Mann, Mutter und Kind. Die eine Mutter ruft in nächstlicher Stunde alle Mütter, damit Verkündung werde aus heiligem Muttertum. Sie wollen „Väter und Kinder und Brüder und Schwestern zur Freude aufrufen!“ und tragen in feierlichem Zuge ihren Ruf ins Volk. Doch sie finden das Volk ausgeweglos verstrickt in tiefste materielle Not. Hier gestaltet der Verfasser das Drama des deutschen Arbeitsmenschen, dessen harte Lebensleistung in einem chaotischen Liberalismus sinnlos geworden war. Er ringt um seine Seltung. Der Mammon aber verkündet falsche, aufs neue verwirrende Gesetze und stellt den Forderungen der Mütter das kalte Wort entgegen: „Wie soll ich Freude bereiten? Ich will sie nicht hindern!“ Da tönt in den erregten Kampf der flehende Ruf der Kinder — das eine Kind war ausgezogen, um alle Kinder zu rufen und zu ihren Müttern zu führen: „Wir klagen um Liebel!“ Aus diesem Ruf, der in einem tiefsten Sinne der Ruf unseres Volkes in der Stunde unserer Erneuerung war, vollzieht sich die Wandlung. Jugend bricht auf und stellt sich stolz und hart wie ein Fels in das Chaos, das sich unter ihrem Gesetz ordnen muß: der Mann, die Frau und das Kind empfangen neu ihre Sendung aus dem Munde des Führer. Sie erhebt aus der Begegnung von Muttertum und völkischer Jugend das ganze Volk zu starker Lebensbejahung.

Das Spiel wurde in Berlin und Danzig preisgekrönt und im Dezember v. J. als Weltsendung des Deutschen Kurzwellen senders gesendet. Es eignet sich zur Aufführung bei Arbeitsfeiern jeder Art, be-

Deutsche Prismengläser

6 × 26 . . RM. 50.— 6 × 30 . . RM. 56.—
8 × 26 . . RM. 52.— 8 × 30 . . RM. 58.—

führend in Güte und Preis!

Diplom-Optiker

„Heidrich“

Stadttheater gradeüber

sonders für den 1. Mai und bei Betriebsveranstaltungen, ebenso wird es den deutschen Frauen für den Muttertag und andere Gelegenheiten willkommen sein. Auch der Jugend sei es empfohlen. Hervorgehoben zu werden verdient, daß das Spiel keinen finanziellen Aufwand erfordert und auf einfachem großem Podium eines Saals oder im Freien gespielt werden kann. Allerdings verlangt es von den Spielern im Sprechen einige Anstrengungen, die aber im Interesse der Volkserziehung und einer guten Sprachpflege nur zu begrüßen sind.

Hans Friedrich Blunck: „Das Mägdespiel“. Kart. 1,35 RM., geh. 1,10 RM. Aufzuführen von 5 Mädchen und einem männlichen Darsteller, dessen Rolle auch von einer tiefen Frauenstimme gesprochen werden kann. Aufführungsdauer etwa 50 Minuten. Ausführungsrecht durch Bezug von 1 Buch und 6 Rollen. Theaterverlag A. Langen/S. Müller, Berlin.

Im deutschen Sagen- und Märchenwald steht das Heim des Dichters Blunck. Der Einfalt, der dem soeben erscheinenden „Mägdespiel“ das Leben gab, kommt wieder aus der Rundheit und Fülle des niederdeutschen Sagenmenschen, für den die Natur noch ihre geisterhaften Rätsel hat, die ihn immer wieder — halb wach, halb träumend — beschäftigen. Seinen besonderen

dichterischen und spielerischen Reiz erhält das neue Werk Bluncks dadurch, daß es sich ausschließlich an Mädchen wendet. Der Inhalt ist schnell erzählt: Zwei Mädchen, die ihre Gesellen im Walde verloren haben, geraten in den Bannkreis der hexenhaften „Lockerschen“. Zu ihnen gesellt sich eine Mahrte, ein armes verwunschenes Mädchen, das sich zu den Menschen heimfehnt. Die drei werden von einem männlichen Wesen belauscht, und dabei vollzieht sich die Rückverwandlung der Mahrte in ein liebendes Menschenkind. Frau Holle, die Gute, hilft den Mädchen, daß sie sich vom Banne lösen und wieder zu ihren Burschen kommen. Die Lockersche hat das Nachsehen.

In schelmischen Knittelversen eines märchenfrohen Dichters rollt das Spiel dahin. Die Mädchenfiguren, die er gestaltet, haben Fleisch und Blut, und die Zauberwelt, in der sie gefangen werden, ist natürlichste Verlebendigung ihres Sinns und Träumens. Es gibt nicht viele Dichtungen, die dem Spiel junger Mädchen unverkünstelte, erlebniseigene Aufgaben stellen. Die Spielscharen deutscher Mädchen werden das „Mägdespiel“ mit Freuden aufgreifen, denn das Stück wird, wie es in der Vorbemerkung heißt, „ohne technische Bühnenkünste, allein von der Bewegung und — so hofft der Verfasser von der Anmut der Darstellerinnen getragen“.

O. R.

Wertvolle **SILBER** Roßdeutscher & Reisig
Geschenke aus **SILBER** Silberwarenfabrik
Breslau 5, Tauentzienplatz 3

A. Burgemeister
Gas-, Be- und Entwässerungsanlagen
Sanitäre Einrichtungen, Brunnenbau
Breslau 10, Rosenthaler Straße 11/13
Gegründet 1882 Fernsprecher 458 37

Reisepläne schmiedet mit Ihnen u. arbeitet kostenlos aus
Reisedienst, Breslau 1
Schweidnitzer Straße 21 • Ruf 525 51

Das gute Buch
nur aus der
Buchstube
BRESLAU 1
Schweidnitzer
Straße 21


FÜR BALKON FÜR GARTEN
Krause
Schirme
Breslau
Ring 26
Preisliste bitte anfordern!

.....
Dekorationen
Stores
Tapeten
Tel. 27185

Schneider & Wolf

Stoffe für Dekoration und Bezug
Breslau 1, Schweidnitzer Straße 21/22
Tel. 27185
.....